Bettina von Arnim

von

Karl Hans Strobl

V. & K.

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

X

Bettina von Arnim

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1906.

LG
A7496
Ystr

Bettina von Arnim

von

Karl Hans Strobl

Mit vier Kunstdrucken

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1906.

102584
20/6/10.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erste Erlebnisse; die Jugend	1
Die deutsche Romantik und ihr schönstes Buch; die Zeit	24
Die Günderode; die Freundin	41
Wanderjahre; die Welt	69
Goethe; der Geliebte	78
Die Werke der Bettina; die Bücher	112
Die Persönlichkeit; der Mensch	125
Der König; Ende; der Held	142

Bettina von Arnim.
Nach einem Kupferstich von L. Grimm vom Jahre 1809.

Erste Erlebnisse.

Die Jugend.

„Oben im ersten und höchsten Garten stand die Klosterkirche auf einem Rasenplatz, der am felsigen Boden hinab grünte und mit einem hohen Gang von Trauben umgeben war, er führte zur Tür der Sakristei; vor dieser saß ich oft, wenn ich meine Geschäfte in der Kirche versehen hatte, denn ich war Sakristan, ein Amt, dem es oblag, den Kelch, in dem die geweihten Hostien bewahrt wurden, zu reinigen und die Kelchtücher zu waschen; dies Amt wurde nur dem Liebling unter den jungfräulichen Kindern vertraut, die Nonnen hatten mich einstimmig dazu erwählt. In dieser Türwölbung saß ich manchen heißen Nachmittag, links in der Ecke des Kreuzbaues das Bienenhaus unter hohen Taxusbäumen, rechts der kleine Bienengarten, bepflanzt mit duftenden Kräutern und Nelken, aus denen die Bienen Honig saugten. In die Ferne konnte ich von da sehen; die Ferne, die so wunderliche Ge-

fühle in der Kinderseele erregt, die ewig eins und dasselbe vor uns liegt, bewegt in Licht und Schatten, und zuerst schauerliche Ahnungen einer verhüllten Zukunft in uns weckt; da saß ich und sah die Bienen von ihren Streifzügen heimkehren, ich sah, wie sie sich im Blumenstaub wälzten und wie sie weiter und weiter flogen in die ungemessene Ferne, wie sie im blauen sonnedurchglänzten Äther verschwebten und da ging mir mitten in diesen Anwandlungen von Melancholie auch die Ahnung von ungemessenem Glück auf."

Die Szene, die da geschildert wird, liegt im Bereich der alten Klosterkirche Fritzlar. Und das Kind, dessen schwärmerische und innige Empfindungen hier so eindrucksvoll wiedergegeben sind, ist die kleine Bettina Brentano, die hier vier Jahre lang ihren Thron aufgeschlagen hatte und deren fürstlichen Neigungen von aller Welt gehuldigt wurde. Von 1797 bis 1801 weilte sie hier zur Erziehung, von jedermann verwöhnt und gehätschelt, ein graziöser Unband, ein liebenswürdiger Wildfang, dessen Launen sich das ganze Kloster unterwarf. Besonders lieb war ihr der große Klostergarten. Der war in mehreren Terrassen auf einem Abhang angelegt und ein Wasser lief hindurch, von der obersten Terrasse zur untersten, auf jeder in einem steinernen Becken gesammelt und dann floß es in einem freien Bach dahin, dem Unbekannten zu. An diesen Wasserstürzen, Sprudeln, den lustigen Künsten, die feine

Strahlen aussandten, hatte Bettina ihre Freude. Sie sah dem unermüdlichen Wasser zu, verfolgte seinen Lauf, ging ihm bis in seine Verstecke nach, wo es sich, von hohen Tannen umgeben, von Gebüschen geschützt, in denen sich die Nachtigallen aufhielten, von seinen Abenteuern auszuruhen schien. Bettina warf da wohl die Strümpfe und Schuhe ab und ließ das kühle Wasser um ihre bloßen Füße schmeicheln. So wurden die beiden gute Freunde — Bettina und das Wasser, und es war Bettina recht sehr leid, daß sie ihm an der Grenze des Klostergartens Lebewohl sagen mußte und nicht mit ihm weiterziehen konnte. Sie sah ihm nach, wie es sich außerhalb der Mauer hinabstürzte und unaufhaltsam dem Tale zustrebte. Und die Sehnsucht nach der Ferne und dem Unbekannten war dann wieder da und der Wunsch, dem geliebten Wasser nachzugehen durch alle Wiesen und Wälder, selbst in die Wüste, wenn sie der Bach in diese führen sollte.

Blühend und wundersam sind die Worte, die Bettina für diese frühen Kindheitserinnerungen später fand. Das Paradies der Kindheit hat goldene Pforten und ist von einem seidenen Himmel überdeckt, der immer voller Wunder und Herrlichkeiten hängt. Da war ein alter Glockenturm, in dem Bettina das Seil der Glocke zog, um zu Tisch oder zum Gebet zu rufen, abends um sieben Uhr, wenn sie dreimal das Angelus zu läuten hatte. Der Abend legte ihr

zu Ehren seine buntesten Teppiche aus, von Gold und allen Tönen kostbarsten Purpurs, von Blau und Gelb und die raschen Wolken zogen der Nacht entgegen. Die verspäteten Vögel flogen mit scheuen Schwingen nach ihren Nestern. Da hatte Bettina den Wunsch: wenn doch einer von ihnen in ihre Hand fliegen wollte, daß sie sein kleines Herz pochen hören könnte. Und die Nacht sank herab und das Kind streckte die Hände aus und konnte nicht genug haben von der köstlichen Nachtluft, die sie mit vollen Zügen einatmete. Ein erstes, leises Verstehen von der Verwandtschaft mit Winden und Wolken, von den tiefen Zusammenhängen des Menschen mit dem All regte sich in Bettina, ein unklares Gefühl, dem im Abendlande Franziskus von Assisi zuerst Ausdruck gegeben hatte.

Auf der zweiten Gartenterrasse standen hohe Taxuspyramiden um ein Bassin, die mit purpurroten Beeren besetzt waren, an deren jeder ein kristallklarer Harztropfen hing. Da fand sich Bettina in den ersten Morgenstunden ein, und es war ihre liebste Freude, die ersten Strahlen der Sonne in diesen „Harzdiamanten" gespiegelt zu sehen. Die Bäume der dritten Gartenterrasse waren so hoch, daß ihre Wipfel gerade bis zur Höhe der zweiten Terrasse gingen. Das Kind sah ihr Blühen und Früchtetragen so aus allernächster Nähe. Die vollen Äste reichten ihre Last so freundlich herüber, und wenn Bettina in der Mittagsstille unter den Bäumen lag, dann fiel wohl ein Apfel

neben ihr nieder in das hohe Gras. Und da ihn Bettina nicht essen mochte, und doch auch wieder nicht wollte, daß er umsonst gewesen sei, nahm sie ihn, berührte ihn mit den Lippen und legte ihn wieder hin.

„So hab' ich allmählich Zuversicht gewonnen und war vertraulich mit der Natur, und hab' zum Scherz manche Prüfung bestanden, Sturm und Gewitter zog mich hinaus und das machte mich freudig; die heiße Sonne scheute ich nicht, ich legte mich ins Gras unter die schwärmenden Bienen mit Blütenzweigen im Mund und glaubte fest, sie würden meine Lippen nicht stechen, weil ich so befreundet war mit der Natur; und so bot ich allem Trotz, was andere fürchteten, und in der Nacht in schauerlichen Wegen im finstern Gebüsch, da lockte es mich hin, da war's überall so heimlich und nichts war zu fürchten."

Im Klostergarten zu Fritzlar hat die kleine Bettina Brentano zuerst begriffen, daß die Natur ihrem innersten Wesen nach gut sei. Alle Scheu und Ängstlichkeit war ihrem Verhältnis fremd, sie gab sich ohne Bedenken an die dunkeln, raunenden Mächte hin. Einmal, als kleines Mädel von acht Jahren (ein Irrtum Bettinas: da sie 1785 geboren ist, ist sie zum mindesten zwölf Jahre) schleicht sie sich aus dem Schlafsaal ins Freie und findet gegen ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter unter einer breiten, blühenden Linde Schutz. Zuerst noch umklammert sie den Baum, von dem Aufzucken der Blitze, dem Brausen des

Sturmes eingeschüchtert. Sie drückt sich an die Rinde des Baumes und wünscht, daß sie das Schlagen eines Pulses in ihr fühlen könnte, um nicht so fürchterlich einsam zu sein. Aber, während sie so mit der Angst um die große Herrlichkeit des Vertrauens zur Natur ringt, erwachen die Lichter im Kloster, die Sturmglocken beginnen zu läuten, die Schwestern eilen im Nachtgewande, geweihte Kerzen in den Händen, in die Kirche. Das Ora pro nobis wirft seine beschwörenden Klänge in den Sturm, scheint ihn anzuflehn, von seiner Wut zu lassen und so oft es blitzt, wird die geweihte Glocke angezogen, deren Schall den Umkreis beschützen soll, in dem er hörbar ist. Da kommt das erlösende Lachen über Bettina, jenes Lachen, das in ihrem Leben noch oft zur rechten Zeit kam. Die Nonnen in ihrer Gewitterangst, wie eine bange Herde aneinandergedrängt, unter dem sicheren Gewölbe ihres Tempels, Litaneien singend und um Abwendung der Gefahr betend; und die Bettina, preisgegeben dem Gewitter, unter der zerzausten Krone eines Baumes, durch den der Regen strömt! „Das kam mir so lustig vor unter meinem Laubdach . . .“ Und aus der Gewißheit, daß keine der Betenden hier mit ihr ausgehalten hätte, kommt ihr Stolz und Zuversicht und Vertrauen. „Der herabströmende Regen verdarb ja nicht die Blumen auf ihren feinen Stengeln, was sollte er mir schaden, ich hätte mich schämen müssen vor dem Vertrauen der kleinen Vögel, hätt' ich mich gefürchtet.“

Schon sehr frühe wird hier in dem Mädchen die Erkenntnis erweckt, daß sie anders sei als die andern. Sie liebt es, diesen Gegensatz zu betonen und auf allerlei romantische Abenteuer auszugehen, die den andern unbegreiflich sind. Tolle Dinge auszuführen, als sei sie ein wilder Junge, ist ihr höchste Lust. Als sie später mit ihrer Freundin Günderode die Grundgedanken einer „Schwebe-Religion" bespricht, kommt sie auch auf die Leute zu sprechen, die den Zugwind oder den Nachtwind oder den Abendtau als gefährlich und ungesund fürchten, und ganz laut ist ihr fröhliches Gelächter über eine solche dumme Ängstlichkeit. Sobald sie einmal ihrer Kraft und der Güte der Natur sicher geworden ist, sucht sie gerade die Nacht und ihre Unheimlichkeiten auf, die ihr nichts als wunderschöne Heimlichkeiten sind. Sie belebt alles mit freundlichen Geistern, die ihr hold gesinnt sind und sie in hellen Mondnächten locken. Sie geht den Flüsternden nach, bis zum Springbrunnen, auf dessen silberner Fläche die Geister im Mondlicht zu tanzen scheinen. Auf die leisen Worte der Geister antworten die Stimmen ihres eigenen Innern im regen Wechselspiel. Der bewegte Wasserstrahl schwankt hinüber und herüber, und es ist ihr, als ob diese mit Mondlicht vermengten Strahlen Schriftzeichen zu bedeuten hätten; sie glaubt zu verstehen, daß sie ihr Glück verkünden. Sie kehrt durch lange, dunkle Gänge, an den Bildern gespenstischer Heiliger vorüber in ihr Erkerzimmer zurück, wo

das Bett am Fenster steht. Von einem unsagbar freudigen Gefühl vollkommener Hingebung überwältigt, öffnet sie das Fenster und läßt sich vom Mondlicht bestrahlen. Nur in ihren Tiefen wach, mit den Sinnen schlummernd empfindet sie dieses leise Wehen der Luft, das matte Geräusch des Springbrunnens und das Zittern des Mondlichtes wirklich wie eine Berührung mit der Geisterwelt. „Ich weiß es nicht, ich weiß nicht, was ich erfahren hatte, aber ein Begebnis war es mir, ein wichtiges Ereignis, . . . ich saugte Licht mit dem Geist und sah mit diesem, was ich vorher mit leiblichem Auge nicht gesehen haben würde; alles was die Natur mir spielend darbot, gab mir eine Erinnerung an ein Verborgnes in mir, die Farben und Formen der Pflanzenwelt sah ich mit tiefem, genießendem, verzehrendem Blick, durch den die Nahrung in meinen Geist übergehe."

Das sind genug Beispiele für die Art, mit der sich Bettina der Natur zu nähern und sich mit ihr zu verschwistern begann. Das Gemeinsame an allen ist diese dunkle, drängende Sehnsucht, sich an irgend etwas vollkommen hingeben zu können, und dieses überströmende Glücksgefühl, wenn sie die Antwort der Natur zu hören glaubt. Hier ist dieselbe Verehrung der Natur, wie sie die Grundlage von Goethes Pantheismus ausmacht, nur in ein faltigeres, absonderliches Gewand gekleidet. Wo Goethe priesterlich und ruhig schreitet, tanzt Bettina in tollem Wirbel. Freilich ist wohl zu beachten, daß die Auf-

zeichnungen, denen meine Beispiele entnommen sind, erst in Bettinas späterem Alter, in ihrer Berliner Zeit überhaupt erst niedergeschrieben oder doch zum wenigsten stark überarbeitet wurden. Sie entstammen dem Tagebuch, das Bettina ihrem 1835 veröffentlichten Briefwechsel mit Goethe angehängt hat. So reif und fein bei der Beschreibung dunkler Gefühle sind diese Stellen, daß sie wohl nicht in jener Zeit niedergeschrieben sein können, aus der der Briefwechsel stammt, aus der Zeit von Bettinas zweiundzwanzigstem bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Jahr. Bei aller Zartheit der Schilderungen sieht der aufmerksame Leser doch eine gewisse Vor- und Absicht, eine Selbstbeobachtung, die erst der erfahrenen Frau eignen konnte. Aber immerhin: ob diese Schilderungen in näherer oder weiterer Entfernung von dem ursprünglichen Erleben aufgezeichnet wurden, so geben sie doch eins der wichtigsten Elemente in Bettinas schwer zu umschreibendem Wesen mit unzweifelhafter Klarheit wieder — ihre pantheistisch schwärmerische Liebe zur Natur, eine religiöse Liebe, die sich manchmal bis zur Ekstase steigern kann. Diese Liebe war das erste große Ereignis ihres Lebens.

Inzwischen machte sie der Unterricht im Kloster mit allerlei schönen Künsten vertraut. Ihr Talent zum Malen wurde geweckt, ihre Vorliebe für Musik fand reiche Nahrung im Gitarrespiel und Gesang, aber auch in weiblichen Handarbeiten zeigte sie eine besondere Geschicklichkeit. Das

Leben im Kloster bot wenig an äußerem Wechsel. Die Festtage geben etwas Tumult und Aufregung. Am Gründonnerstag gehört es zu den Pflichten Bettinas, den Altar zu schmücken. Alle Frühjahrsblumen müssen dem frommen Opfer fallen: Schneeglöckchen, Krokus, Maßlieb und Hyazinthen. Zwölf Kinder haben die Apostel vorzustellen; mit aufgelösten Haaren, in weißen Chorhemdchen, brennende, blumengeschmückte Kerzen in den Händen, umwandeln sie den Altar. Dann lassen sie sich, Bettina unter ihnen, im Halbkreis nieder, die alte Äbtissin kniet in vollem Ornat vor sie hin, um ihnen über silbernem Becken die Füße zu waschen. Von dem Chor herab tönt die Orgel, die Instrumente fallen ein, und die Nonnen stimmen die Litanei an: „Sankt Petrus, wir grüßen dich — du bist der Fels, auf den die Kirche baut." Dann wird Petrus begrüßt und der Reihe nach alle übrigen Apostel, bis die Fußwaschung beendet ist. — Noch zweier anderer wichtiger Ereignisse erinnert sich Bettina aus ihrer Klosterzeit: eine alte Nonne starb, eine junge wurde eingekleidet. Die gute Schwester Monika, die Gärtnerin des Klosters, war achtzig Jahre alt, als sie der Tod holte, und sie hatte lange Jahre den Rosmarin selbst gepflegt, den man auf ihr Grab pflanzen sollte. Ganz sanft kam der Tod zu ihr, eben da sie am Boden hockte und Absenker von ihren Lieblingsnelken machte. Aus der erstarrten Hand der Toten nahm Bettina die Pflanzen und erfüllte

ihren letzten Willen, indem sie die Nelken in die Erde senkte und mit dem letzten Krüglein Wasser begoß, das die Schwester Monika noch selbst am Brunnen geholt hatte. Schön wurden diese Nelken, dunkelrot und groß! Damals weinte das Kind nicht, aber als die schöne, junge Nonne eingekleidet werden sollte, da wurde es ihr bang und die Tränen kamen hervor. Dort war ein natürliches Ende, hier etwas, zu dem der heitere Sinn des Kindes nicht ja zu sagen vermochte.

Im Gewand eines Geleitengels, mit einem Kranz von Rosen auf dem Kopf, schritt sie der feierlich gekleideten Braut Christi voran. Als man aber an das Gitter kam, vor welchem der Bischof stand, als die Novizin seine Frage, ob sie sich Christi vermählen wolle, mit ihrem Gelübde erwiderte, und als man ihr reiches Haar abschnitt und auf den Teller legte, den Bettina trug, da schluchzte das Kind laut auf und ihre Tränen fielen auf diese Haare. Die junge Braut Christi streckte sich auf die Erde aus, und Bettina streute die von den Nonnen herangebrachten Blumen auf das Leichentuch, das man über die Daliegende ausgebreitet hatte. Dazu wurde ein Requiem gesungen, währenddessen sie als Tote eingesegnet wurde. Nachdem die Totengebete gesprochen worden waren, zum Zeichen, daß die Nonne das irdische Leben beendet habe, hob Bettina als Auferstehungsengel das Leichentuch auf. Nun war die neue Nonne zum himmlischen

Leben erwacht, sie wurde ihrer weltlichen Kleidung entledigt und mit dem Habit des Ordens angetan, der Bischof reichte ihr das Kreuz, auf daß sie ihm den Kuß der Braut gebe. Die Traurigkeit des Kindes war groß und, als könne ihre Gegenwart ein Trost und eine Freude sein, wich sie nicht von der jungen Nonne; noch am Abend, als die schon allein in ihrer Zelle saß, kniete Bettina vor ihr, den verwelkten Rosenkranz auf dem Kopf.

Als im Jahre 1801 die klösterliche Erziehung beendet war, kehrte Bettina in den Kreis der Verwandten zurück und lebte zumeist in dem bei Frankfurt am Main gelegenen Offenbach im Hause der Großmutter; teils auch bei anderen Verwandten, hier und da, auf nicht allzulange Zeit, in ihrer Geburtsstadt Frankfurt. Von allen Verwandten haben die Großmutter und der Bruder Clemens Brentano die stärksten Wirkungen auf sie ausgeübt. Die Großmutter war jene Sophie von Laroche (1731—1807), die zuerst als Wielands Jugendgeliebte in unserer Literaturgeschichte auftritt, dann aber als selbstschaffende Schriftstellerin auf einen zahlreichen Leserkreis Einfluß gewonnen hat. Ihre „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", die von Wieland herausgegeben und mit Noten versehen wurde, fand den Beifall besonders der weiblichen Leser, und auch ihre zahlreichen späteren Arbeiten wurden sehr freundlich aufgenommen, so daß man sie als die Vorläuferin der Unterhaltungs-

schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts von der Art der Marlitt zu bezeichnen gewagt hat. Wieland rühmte der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" nach, sie sei geeignet, bei allen tugendhaften Müttern, allen liebenswürdigen Töchtern unserer Nation Weisheit und Tugend zu befördern. Sophie von Laroche nimmt sich in ihrer Geschichte der vergewaltigten Herzensneigung an. Es handelt sich darin um die Leiden eines jungen Mädchens, das verhindert wird, der Liebe zu dem Manne zu folgen, den sie erwählt hat und das sich einem Unwürdigen vermählt, um ihre Ehre zu retten. Es wird schwer, sich über Bettinas Großmutter ein richtiges Bild zu machen. Aus den Äußerungen Bettinas spricht mehr Ehrerbietung als wirkliche Liebe. Die tollen Streiche des Mädchens waren nicht nach dem Sinn der alten Frau, und es mag nur ein Anreiz mehr zu verwegenen Klettereien und nächtlichen Ausfahrten, Mondscheinbegeisterungen und Geisteranrufungen auf verfallenen Türmen gewesen sein, weil sie verboten waren. Zwischen den Ansichten der Großmutter als Schriftstellerin und als Frau der guten Gesellschaft waren Widersprüche vorhanden, und während sie in ihren Büchern als Anwalt der Empfindsamkeit auftrat, mag sie sonst strenger auf die Beachtung des Herkommens gesehen haben. Triumphierend erzählt Bettina ein kleines Geschichtchen, das einen kleinen Sieg über die Großmutter bedeutet. Sophie von Laroche, die eine warme Verehrerin

französischen Wesens war, schätzte vor allen anderen Mirabeau ungemein hoch ein. Aus seinen Briefen machte sie Auszüge und schrieb sie in ein eigenes Buch ein. Und einmal gab sie Bettina eine Nadel und forderte sie auf, ihr Orakel zu befragen, indem sie in das Heft stach. Welchen Satz sie mit der Spitze treffen werde, den könne sie sich als Geleitswort fürs Leben merken. Bettina stach und las: „Die Macht der Gewohnheit ist eine Kette, die selbst das größte Genie nur mit vieler Mühe bricht." Zuerst wollte die Großmutter, die wohl von diesem Orakel etwas betroffen war, gar nicht daran glauben, daß dieser Satz in ihrem Heft stehe. Bettina aber jubelte über diesen Spruch, der nicht passender für ihre revolutionären Neigungen hätte gewählt werden können. — Daß sie sich nicht besonders wohl fühlte in einer Umgebung, die in den meisten Beziehungen noch den nüchternen Geist der Aufklärungszeit vertrat, geht auch aus einer Stelle ihres Briefwechsels mit dem Bruder Clemens hervor: „Mit jedem Schritte meines Daseins," schreibt sie, „stoße ich auf lauter widerwärtige Ungereimtheiten, ganz in der Stille schlage ich die Hände zusammen über alle Narrheit." Aber der Groll ihres Freiheitsdurstes hielt vor einem Anlaß, ihr gutes Herz zu zeigen, niemals stand. Am Gartenzaun stand eine Reihe schöner Pappeln, die von Bettina oft schon erklettert worden waren. Eines Tages aber sah sie, als sie nach kurzer Ab-

weſenheit von Offenbach wieder in den Garten hinauslief, daß man zwei Drittel der hohen Pappelwand abgeſägt hatte. Aber ihre eigene Trauer verging gar bald vor dem Mitleid mit der Großmutter, denn dieſe war noch härter getroffen, als Bettina ſelbſt. „Das Rauſchen im Abendwind war meine Freude, ich werd's nicht mehr wieder hören, ich hätt' mir's gefallen laſſen, wenn ich unter ihrem Rauſchen am letzten Abend wär' eingeſchlafen! Sie hätten mir dieſen feierlichen Dienſt geleiſtet, die lieben Freunde ... Du haſt ſie auch geliebt, es war dein liebſter Aufenthalt ... nimm meinen Segen, liebes Kind, ich hab' an dich gedacht, wie man ſie trotz der ſchmerzlichen Verletzung meiner Gefühle verſtümmelte." Das ſind warme Worte, die auf ein Inneres ſchließen laſſen, das viel von ſeinem Reichtum zu vergeben hat. Die Wage ſchwankt. Die Subtraktion der ſchlechten von den guten Eindrücken wird zu einer verwickelten Operation. Es wird gut ſein, die alte Frau mit ihren Widerſprüchen als ein Ganzes aufzufaſſen, in dem, wie immer in der Welt, Gutes und Böſes nebeneinander ſtehen. Eines Zuges freilich wird von der Frau Rat, Goethes Mutter, deren Urteil über Zeitgenoſſen wir faſt immer bedingungslos anerkennen dürfen, mit entſchiedener Mißbilligung gedacht. Sie findet es unbegreiflich, daß eine Frau, die in ihren „Moraliſchen Erzählungen" und Romanen ſo ſchöne Worte über das Glück der Liebe machen konnte, die das Recht der Empfindung verteidigte,

ihre eigenen Töchter wegen materieller Vorteile zu Ehen mit ungeliebten, älteren Männern zwingen konnte. Vor allem trifft dieser Vorwurf die Vermählung der schönen Maximiliane Laroche mit dem Kaufmann Brentano. Wie die Großmutter in Wielands, so spielte die Mutter Bettinas eine Rolle in Goethes Leben. Als er sich von Charlotte Buff trennte und 1772 Wetzlar verließ, um sich einige Zeit in Gießen aufzuhalten, verabredete er mit seinem Freunde Merck eine Zusammenkunft bei Sophie Laroche. Der gesellige Verkehr im gastfreundlichen Haus des Geheimrats Laroche und besonders das Zusammensein mit Maximiliane wirkten wohltätig auf seine Umdüsterung und heiterten ihn auf, so daß er sich eingesteht, daß es eine angenehme Empfindung sei, „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen beginnt, ehe die alte noch ganz verklungen ist". Als er Thal-Ehrenbreitstein verließ, nahm er die Erinnerung an schöne sonnige Stunden mit. Bald darauf begegnete sie ihm als Frau wieder. Sie hatte sich trotz ihrer unglücklichen Ehe jene wundersame Schönheit erhalten, die Goethe so fesselte, so daß er, als er sie ein Jahr vor ihrem Tode (1793) wieder sah, ihre Lieblichkeit nicht genug bewundern konnte.

Der Vater Bettinas war ein Witwer mit vielen Kindern, von italienischer Herkunft, Kaufmann in Frankfurt und später kurtrierscher Rat und Resident. Er hatte Maximiliane wohl nur

deshalb geheiratet, um eine Erzieherin seiner Kinder und eine Pflegerin seines eigenen Alters zu haben. Als der Vater starb, war Bettina erst zwölf Jahre alt (1797); es sind ihr nicht viele Erinnerungen an ihn geblieben.

In das Leben Bettinas ragt auch noch der Großvater Laroche, freilich nicht mehr als Lebender, sondern in den Erzählungen der Großmutter auferstanden. Was sie da von dessen Wirken und Schicksalen erfährt, erregt ihre Bewunderung eines in den eigenen Tagen vergebens gesuchten Heroismus. Beim alten Stadion, dem berühmten Staatsmann, erzogen, weihte ihn dieser in alle Staatsgeschäfte ein und vertraute ihm die Führung einer ausgedehnten politischen Korrespondenz an. Er hatte Briefe von Staatsmännern, von Königen und Kaisern zu beantworten, Verhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten zu führen; unter seinen Aufgaben war der Briefwechsel mit der Kaiserin Maria Theresia, die Korrespondenzen mit Karl von Lothringen, mit dem Kardinal Fleury, mit dem österreichischen Feldherrn Fürsten Lobkowitz, mit der Pompadour. Besonders die Briefe an die Pompadour machten Laroche vieles Kopfzerbrechen, denn er sollte immer galant sein und manchmal sogar in Versen antworten, und es war ihm nicht immer danach zumute. Aber an dem neunundzwanzigsten Geburtstage seines treuen Korrespondenten, eben als die Glückwunschschreiben an die Kaiserin anläßlich ihrer Thronbesteigung und Krönung abgefertigt waren,

schenkte Stadion dem Laroche einen Schreibtisch, in dem er alle seine Briefe und Aktenstücke versiegelt auffand und die Entwürfe von Stadions Antworten dabei; denn dieser hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ihn so zum Staatsmann zu bilden. Besser als irgendein anderes Histörchen spricht dieses den Geist einer Zeit aus, deren größter Reichtum es war — Zeit zu haben. Anstatt über die fruchtlose Arbeit dreier Jahre zu erzürnen, war Laroche gerührt und bewahrte die Briefe sein Leben lang als Erinnerung an Stadions großen Geist. Bei einer andern Gelegenheit zeigte der Großvater deutlich, daß er nichts von serviler Kriecherei verstand, daß er es vermied, seiner ehrlichen Entrüstung eine Maske vorzubinden, um sich nicht zu schaden. Als Kanzler in trierischen Diensten weigerte er sich dem Bauernstand eine Abgabe aufzulegen, die er hart und ungerecht fand. Er nahm lieber seinen Abschied und wurde nun in allen Orten, wo er durchkam, von den Bauern feierlich empfangen und mit Bürgerkronen geehrt. Selbst als der Kurfürst ihm seine Anstellung wieder anbot, schlug sie Laroche aus, indem er sagte, er wolle sich keine Staatslivree für den menschlichen Ehrgeiz vorhalten.

Wenn man der Ansicht huldigt, daß die Grundzüge des eigenen Wesens in der Anlage der Vorfahren vorbereitet sind, so wird man wichtige Elemente in der Natur Bettinas wohl eher in den Großeltern, als in den Eltern

zu suchen haben. Von der Großmutter wäre dann wohl die schriftstellerische Begabung und jene manchmal allzusehr gesteigerte Empfindsamkeit, vom Großvater die Organe für das Heroische und eine nicht aus dem Verstand, sondern aus dem Gefühl entspringende Philosophie abzuleiten. Von der Großmutter kommt zum Teil die Liebe zur Natur — die alte Frau entwirrt ganz in der Art Bettinas verfilztes Gerank und bindet es mit einem roten Seidenfaden lose zusammen, damit kein Blatt gedrückt sei: „Alles muß fein schnaufen können", sagt sie — vom Großvater die Verehrung für die Tat, die erlösende, unbändige, schöne Tat.

Ein wichtiges Element kommt noch hinzu, dessen Herkunft wir nicht genau verfolgen können, das aber sowohl bei Bettina wie bei ihrem Bruder Clemens auftritt und zweifellos auch der Verwandtschaft mit der Zeit entspricht.

Es ist das eigentlich Musikalische. Ein typischer Grundzug der Romantik, typisch auch für Clemens Brentano und seine Schwester. Aus dem Buche Bettinas, „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten" und aus dessen eigenen Werken geht sein Bild klar hervor. Allerlei Kultureinflüsse strömen in ihm zusammen, besonders aber war die Mischung von Germanentum und Romanentum von größter Bedeutung. Man wird die Beobachtung machen, daß aus solchen Mischungen meist musikalische Naturen hervorgehen; musikalisch nicht etwa im Sinne

einer Begabung für irgendein Instrument oder für das Formale der Musik, sondern in der Bedeutung einer Weltauffassung, die weniger erkannt oder angeschaut, als erfühlt ist. Jene Begabung für das Formale der Musik, für das musikalische Gehör oder musikalische Empfinden hat den Brentanos ja nicht gefehlt, aber gegen das, was hier gemeint ist, erscheint alles das nur als „Fertigkeit". Auf die Mängel und absurden Folgen einer solchen Anlage muß später zurückgekommen werden. Aus dem Musikalischen seines Wesens sind Brentanos Werke zu erklären und zu erfassen. Da weder Clemens noch Bettina einen Sinn für exakte Wissenschaften hatten, war vom Prinzip des Musikalischen nicht der Teil Mathematik, der in ihm steckt, sondern nur das Melodische in sie eingegangen. Weiche Verschwommenheit kennzeichnet die Hauptwerke Brentanos, in den Gedichten schließt er manchmal eine liedmäßige Wirkung zusammen. Ebenso wie seine künstlerische Tätigkeit gestaltete sich sein Leben. Als ein wenig zielbewußtes Schwanken, das ihn endlich in das Land des blödesten Aberglaubens brachte. Man kann sich vorstellen, daß ein Künstler von Rang für eine Geschichte, gleich der der stigmatisierten Nonne Katharina Emmerich, künstlerisches Interesse empfindet und das Wesentlichste in einem Werk auszudrücken versucht. Aber Brentano war nichts als der Chronist der Faseleien einer kranken Nonne. Das ist im Auge zu behalten, wenn man die verschiedenen Versuche Bren-

tanos betrachtet, das ungeordnete Geistesleben seiner Schwester unter strengere Disziplin zu bringen. Es sind die Predigten eines Predigers, der sich an seinen eigenen Text nicht hält. Clemens darf keinen Vorwurf gegen Bettina erheben, denn man hat mit vielem Recht von Clemens gesagt, er sei der einzige Romantiker, der mit aller Bestimmtheit zu wissen scheine, daß er nichts wolle. Seine Versuche, auf Bettina einzuwirken, um sie zu größerer Besonnenheit anzuleiten, bleiben ohne Erfolg. Was auf sie Wirkung hatte, war das in seinem Wesen dem ihren Verwandte, das Außergewöhnliche, Revolutionäre, Schwärmerische, also gerade das, was dem um sieben Jahre älteren Bruder in Stunden der Besorgnis manchmal bedenklich erscheinen wollte. Der Zusammenklang von Bettina und Clemens ergibt sich ganz ohne Schwingungsdifferenzen, sie gehören zusammen, wie die Töne der Oktave. Beide verband eine große Liebe, beide gaben sich aber aneinander anders als an andere Menschen. Zu der Liebe kam eine große Ehrfurcht, denn jeder von ihnen sah in dem andern das, was ihm als das Höchste in seinem eigenen Selbst erschien. Und darum hat man in ihrem Verkehr immer den Eindruck einer gewissen Befangenheit. Clemens schwärmt der Freundin Bettinas, der Günderode, von seiner Schwester vor; es tut ihm um jeden Atemzug Bettinas leid, der ihm verloren geht, er ist von ihren Briefen an ihn hingerissen, in denen sie so ganz anders schreibt, wie an die Günderode,

nicht so ausgelassen, sondern so wie ein Kind, ganz fromm. Nichts soll die Bettina berühren als nur was ihre Kräfte weckt. Und die Günderode fügt hinzu: „Es ist mir ordentlich rührend, daß, während er selber sorglos leichtsinnig, ja vernichtend über sich und alles hinausgeht, was ihm in den Weg kommt, er mit solcher Andacht vor Dir verweilt; es ist, als ob Du die einzige Seele wärst, die ihm unantastbar ist." Wenn Clemens von einem Besuch aus Offenbach kommt, so ist er immer ganz still und versonnen, und kleine Kritzeleien Bettinas hebt er sorgfälltig auf. Später spricht sich die Günderode noch schärfer über Clemens aus. Sein Leben ist ihr ein wahres Ärgernis. Aber in der Liebe Bettinas zu ihm faßt sie wieder Zutrauen zu seinem inneren Kern, sie hofft aus dem klaren Quell der Briefe Bettinas Läuterung und Verklärung seiner Natur. Und die seltsame Erscheinung, deren ich oben gedachte, wird durch die Günderode bestätigt: „Hier hast Du seinen Brief an mich, was er von Dir sagt ist so aufrichtig, natürlich, innig; aber das andre ist um so wunderlicher, daß es mir ganz seltsam vorkam."

In dieser ehrfurchtsvollen Scheu voreinander blühen den Geschwistern die schönsten Erkenntnisse über einander auf. Und sie finden ihnen die schönsten Worte.

So umfaßt Clemens das Genialische in der Natur Bettinas mit einem liebevollen und weiten Blick: „Was Du mehr in Dir fühlst, als

das gewöhnliche Bravsein, dafür hat die arme Welt ja doch keine Ordnung, das mußt Du still in Dir bilden und Gott stets dafür Rechnung stehen und der ganzen Harmonie der Gefühle dafür dankbar sein." Als liebliches Wunder erscheint die Schwester dem Bruder, als ein Mensch, in dem alle Möglichkeiten schlummern: „Du wirst nie stehen bleiben, Du wirst ewig fortfahren, Deine Seele zu bilden."

Bewunderung ihres köstlichen Wesens war für Bettina die Sonne ihres inneren Wachstums. Sie bedurfte, um sich zu entfalten, unaufhörlich der Bewunderung durch andere oder durch sich selbst. Und außer Bettina selbst war ihr Bruder Clemens der innigste Bewunderer ihrer Natur. Darum war sie ihm so herzlich verbunden.

Im Schoße der Familie, deren wichtigste Persönlichkeiten ich kurz geschildert habe, wurde Elisabeth Brentano am 4. April 1785 geboren.

Die deutsche Romantik und ihr schönstes Buch.

Die Zeit.

Es ist zur richtigen Erkenntnis einer Persönlichkeit unerläßlich, die Zeit zu betrachten, die sie erzogen hat, reifte, heranbildete und ihr Wirken erfuhr. Jeder Forschung nach dem Wesen vergangener Zeiten lächelt freilich die Goethische Skepsis entgegen, der Hohn über unsere Vorstellungen vom Geist der Zeiten, die doch nichts anderes seien, als „der Herren" eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Aber wir Deutschen sind nun einmal mit einem historischen Gewissen belastet, wir sind unverbesserliche Relativisten, das heißt, wir nehmen an, daß alle Erscheinungen irgendwie bedingt seien. Vielleicht ist das eine Bescheidenheit, die in der Rasse liegt. Es will uns scheinen, als ob kein Held, kein Genie der Tat oder der Kunst hätte entstehen können, ohne daß seine Zeit irgendwie

zu seiner Bildung beigetragen hätte. Geburten, wie die der Pallas Athene oder der glitzernden Aphrodite gehören für uns in das Reich des Mythos. O, wir glauben an Helden — ach, wie gerne! — aber wir wollen unsere Helden lieben, und dazu müssen wir in ihnen neben dem Übermenschlichen auch das Menschliche sehen. Und zum Menschlichen gehört die Bedingtheit durch die Zeit. Bei dem einen ist sie geringer, beim andern größer. Sie erklärt nur einen kleinen, ganz kleinen Teil seines Wesens. Und es ist selbstverständlich, daß der Held, das Genie auf ihre Zeit zurückwirken. Es gibt auch Zufrühgekommene. Sie scheinen nicht aus ihrer, sondern gegen ihre Zeit geboren. Aber auch an ihrer Bildung hat die Zeit Anteil: durch Hemmungen, durch den Druck, der ihre Kräfte entfaltete. Es mag nicht gelingen, die Physiognomie einer Zeit für alle Zukunft unantastbar festzulegen — denn jede neue Zeit wird an dem Bilde nach ihren eigenen Bedürfnissen verändern —, aber so viel dürfen wir uns zumuten: ihre wesentlichen Züge so weit zu erfassen, daß sie uns das Verständnis einer Persönlichkeit erleichtern.

Die Zeit, um die es sich bei Bettina handelt, ist die Romantik. Eine Epoche der deutschen Geistesgeschichte, über welche die Meinungen auseinander gehen, wie über keine andere.

Der Politiker verachtet sie, denn es ist wahr, die Romantik ist eine durchaus unpolitische Geistesrichtung, und gerade an dem nationalen Auf-

schwung unter dem Druck der napoleonischen Herrschaft hatte sie gar keinen Anteil. Es ist ein hübscher Witz der Weltgeschichte zum Kapitel vom deutschen Dichter und Denker, daß eben Napoleon zu Pferde vor den Toren Jenas hielt, als drinnen Hegel geruhig und weltenfern die letzten Worte an seiner „Phänomenologie des Geistes" schrieb. Der kirchlich Gesinnte betrachtet sie freundlich, denn es scheint, als sei damals ein positiver Zuwachs an religiösem Gefühl in der Welt gewesen, der es die Romantiker, wie früher Goethe, der katholischen Kirche fast zum Vorwurf machen ließ, daß sie zu wenig Sakramente habe. Der Philosoph wird über eine Zeit lächeln, in der man eine Schwärmerei des Gefühls, der man ein paar logische Kompressen aufgelegt hatte, als Philosophie ausgab. Der Sozialethiker wird sich von ihr abwenden, denn sie wollte nichts von „Errungenschaften" wissen und sehnte sich nach den Zuständen des „finsteren" Mittelalters. Der Künstler wird — je nach seiner Richtung — ihren Mangel an Form beklagen oder den Schwung und die Phantasie der romantischen Dichter bewundern. Immer aber wird er, sofern er wirklich Künstler ist, dem romantischen Problem seine Aufmerksamkeit und seinen Anteil zuwenden.

Das romantische Problem ist nicht das künstlerische Problem schlechthin, aber es ist ein wesentlicher Teil davon. Eine Unterfrage, die beantwortet werden muß, bevor man an die Lösung

der Hauptfrage gehen kann. Nichts ist bezeichnender für das Kunstempfinden einer großen Strecke des verflossenen Jahrhunderts, als das Verhältnis zur Romantik. Öde, leere Strecken, die für den Reichtum der romantischen Epoche kein Verständnis hatten, Wüsten, in denen die Wasser des lebendigen Geistes versiegt waren, mit vom Sande halb verschütteten Königsstädten, in denen ein banausisches Epigonengeschlecht kümmerlich wohnte, stolz auf seine Trümmerhaufen und doch ohne Ahnung von der wahrhaften Größe der vergrabenen Denkmale. Das Wort „romantisch" wurde ein Modewort, mit dem man eine gewisse Art von Lächerlichkeit bezeichnete, eine Überspanntheit, die mit den Blicken in den Wolken sucht, während der Fuß über die realen Dinge stolpert, ein Narrentum, das man duldet, weil es ungefährlich ist und die andern unterhält. Wenn ein Backfisch mit einem Schauspieler durchging, dann sagte man von ihr, sie sei ein „romantisches Ding", und meinte damit, daß sie verdiene, der häuslichen Züchtigung übergeben zu werden. Wenn ein Geschäftsmann ein Unternehmen begann, dem man den Mißerfolg vorhersagen konnte, dann zuckten seine Freunde die Achseln: „er hat immer so romantische Ideen" — und sie meinten damit, daß man ihn unter Kuratel stellen solle. Es ging mit diesem Modewort genau so, wie mit einem Modewort, das unsere Zeit aufgebracht und bis vor kurzem viel gebraucht hat: mit dem Wort „sezessionistisch".

Sezessionistisch war die Bezeichnung für allerlei Unsinn, für Schnörkelei, Farbenunfug, für verdrehte Körper, für Damen mit grünen Gesichtern, für Tische mit Hörnern, Sessel mit Zwangslehnen, Kälber mit drei Beinen. Alles was irgendwie auffiel, war „sezessionistisch". Das Wort leitete sich von einer durchaus guten und gesunden Richtung in der modernen Kunst her, von einer Richtung, die mit toten Formeln und veralteten Überlieferungen brach; es knüpfte sich aber vor allem an die Übertreibungen, an die Unmöglichkeiten und Mißgeburten, denen diese Richtung naturgemäß nicht entging. Genau so wurde die Bezeichnung „romantisch" an gewisse Äußerlichkeiten der Romantiker geknüpft, an gewisse Kuriositäten der Lebensführung, an das eigentlich Belanglose und vom Kerne weit Entfernte. Goethe, der, von den Romantikern schwärmerisch verehrt, ihrem Wollen und Wirken wärmstes Interesse entgegenbrachte, wandte sich später von ihnen ab, weil ihn das Verworrene und Verwirrende ihrer Art nicht anziehen konnte. Er, dessen Leben ein großes Kunstwerk war, konnte sich zu Menschen nicht hingezogen fühlen, die in ihrer Lebensführung durchaus dilettantisch blieben. Es war Goethes selbverständliches Recht, sich seine Kreise nicht verwirren zu lassen. Aber eine spätere Zeit übersah dabei, daß seine Aufmerksamkeit den künstlerischen Bestrebungen der Romantiker nicht entzogen wurde, ja, daß sein eigenes Wirken dem ihren manchmal parallel lief.

Erst unsere Zeit hat die Romantik wieder zu Ehren gebracht. Sie hat das Wesentliche jener Richtung wieder entdeckt, sie hat die drängende Fülle ihrer Ideen aufgewiesen und hat, was an diesen Ideen noch lebendig war, dem Blutkreislauf der Kultur als neuen Nahrungsstoff zugeführt. Die Entwicklungsgeschichte der Begriffe kann eine neue Wandlung des Begriffes „romantisch" verzeichnen.

Wir stehen hier an dem Punkte, wo wir diesen Begriff untersuchen müssen. Eine kleine Erörterung über das Wesen der Kunst ist hier unerläßlich. Kunst ist Wahrnehmung der Natur und Ordnung der Eindrücke nach rhythmischen Gesetzen zu neuem Ausdruck. In jeder Kunst liegt demnach zweierlei: die Aufnahme von Eindrücken und ihre Ordnung und Wiedergabe. Für den Künstler ergeben sich also zwei Bedingungen: die Empfänglichkeit für den Eindruck und die Möglichkeit den richtigen Ausdruck zu finden. Wer für Eindrücke absolut unempfänglich ist, steht, ein Blind- und Taubgeborener, der Kunst vollkommen fern. Wer Eindrücke — sei es der Natur oder der durch die Kunst metamorphosierten Natur — aufnehmen kann (aufnehmen in jenem höheren Sinn, daß seine Seele daran teilnimmt), dem steht das Reich der Kunst offen. Hier sind die Propyläen, durch die der breite Strom der Wallfahrer zum Heiligtum der Kunst einzieht, die Menge der Kunstverständigen und der Kunstgenießenden. Die Künstler sind mitten

unter ihnen. Aber vor den goldenen Toren des Heiligtums sondern sie sich von den anderen ab, sie allein dürfen die Stätte des Schaffens betreten, denn sie stehen auf der zweiten Stufe, sie haben das Geheimnis der rhythmischen Ordnung und der Formung des Ausdrucks. — Der Eindruck wird zunächst rein äußerlich durch die Sinne vermittelt. Das Auge nimmt die sichtbaren Formen auf und leitet sie weiter. Aber nun muß der Empfänger und Träger des Eindrucks bereit sein, jenes Organ unseres Innern, dem wir die künstlerische Empfindung verdanken. Das Sehen wird zu einem Schauen. Schauen ist Zusammensehen, Sehen von Zusammenhängen. Aber nicht bloß äußerliche Dinge werden von diesem geheimnisvollen Organ aufgenommen. Es gibt eine unermeßliche Welt, jenseits der des Auges, die gleichstark auf dieses Organ wirkt. Die Welt unseres eigenen Innern, der Gefühle, der scheinbar von äußeren Vorstellungen unabhängigen Gedanken, Wünsche, Begierden. Die Kunst fordert vom Künstler nicht nur die rhythmische Ordnung und Formgebung der Sinneseindrücke, sondern auch der Gefühle. Es scheint auf den ersten Blick, daß die Aufgabe für die Sinneseindrücke leichter zu lösen sei, als für die innere Welt, die wir kurz als die der Gefühle bezeichnen wollen. Aber in den Dämmerungszeiten der menschlichen Geistesgeschichte haben wohl schon beide Welten nebeneinander Ausdruck gefunden. Die Annahme hat viel für sich, daß

vielleicht sogar die Welt des Gefühles früher zum Licht der Kunst geboren wurde, zu einem trüben und zaghaften Licht allerdings zuerst. Sie fand ihren einfachen Ausdruck im Rhythmus, im Takt der Schläge auf einem Feuerstein vielleicht; stärker bewegt mochte dieser Takt Freude, schlaffer und langsamer Bekümmernis ausdrücken. Dann erst kamen die Zeichnungen des Urmenschen an den Wänden seiner Höhle. Die folgende Entwicklung aber brachte der Welt des Auges einen ungeheueren Vorsprung. Ein Volk, dem in der Gabe des Schauens kein anderes nachkam, brachte sie zum vollkommenen Ausdruck: die Griechen. Die Welt des Gefühles, die sich nur in Wort und Ton auszudrücken vermochte, blieb zurück, bis die langsamer sich entfaltende Sprache und Tonkunst zur vollen Freiheit erwachsen war. (Ich weiß wohl, daß es hier eine Menge Wenn und Aber gibt; im Interesse einer knappen Darstellung bin ich gezwungen, sie zu unterdrücken.) Vor allem waren die romanischen Nationen dazu begabt und berufen, die Welt der Sinneseindrücke zu formen. Unter dem günstigen Einfluß heiterer Klimate sahen sie die Gegenstände schärfer und erkannten den Rhythmus der äußeren Form. Die germanischen Völker, die ihrer Anlage nach mehr Aufmerksamkeit auf die Welt des Gefühles verwandten, kamen später dazu, ihrem Wesen künstlerischen Ausdruck zu geben. In Goethe findet sich eine Synthese beider Begabungen. Man spricht mit Recht von der plastischen

Kraft seiner Sprache. Bei keinem germanischen Dichter ist der Bau seiner Kunstwerke bewunderungswürdiger.

Die Romantik kehrt sich nun mit Bewußtsein von dieser Synthese ab. Sie wendet sich ganz der Welt des Gefühles zu, weil sie hofft, mit dem Ausdruck des Gefühles das deutsche Wesen besser zu erfassen. Darum haben wir so wenig „romantische" Maler (Schwind), sondern fast nur romantische Dichter und Musiker. Indem sie sich nach ihren Vorläufern in der Aufeinanderfolge der Kulturen umsieht, findet die Romantik das deutsche Mittelalter als jene Zeit, in der sich das deutsche Wesen am unverfälschtesten ausdrückte. Jene Innigkeit und Innerlichkeit, jene Gläubigkeit und Abergläubigkeit, jene zarte Empfindung und Empfindsamkeit, die der Romantik in begeisterten Stunden als wünschenswertestes Ziel vorschwebten, waren damals allgemeines Gut. In unbeholfenen Formen drückte sich dieser große Reichtum aus, in stammelnden Worten, schwankenden Sätzen. Und wenn sich schöne und zarte Gedanken begegnen, dann knirschen ihre ungelenken Schalen gegeneinander, wie wenn zwei Gepanzerte sich küssen wollten. Sprachmächtige Dichter, wie Walther von der Vogelweide, sind Ausnahmen unter den Sängern des deutschen Mittelalters. Selbst so großen Werken, wie dem Nibelungenlied, dem Parzival merkt man deutlich das Ringen des Gedankens mit der ungefügen Form an. Mit der ganzen, durch die Herrschaft über das Wort

gewonnenen Formungskraft wollte die Romantik nun daran gehen, den Gefühlskreis des Mittelalters noch einmal zu ermessen, mit dem Wesentlichen der neuen Kultur zu verschmelzen und neue Werte zu schaffen.

Eine Wiedergeburt des Mittelalters! Eine Renaissance des Germanentums. Um die Bedeutung dieser Richtung abzuschätzen, muß ein Blick auf die treibenden Kräfte des Mittelalters vorangehen. Während die Antike den Menschen zum Trotz gegen die Götter erzog (der „gefesselte Prometheus" des Äschylos ist das Werk, in dem sich der Geist der Antike am klarsten spiegelt), ist das Mittelalter die Zeit der vollständigsten Abhängigkeit vom Göttlichen. Nie war der Mensch gleich anschmiegsam, gleich vertrauend, gleich kindhaft gegen Gott. Man fühlt sich glücklich, sein Ich in Gott eingehen lassen zu können und es wieder von ihm zu empfangen. Der Mensch hängt nicht unmittelbar an der Welt, sondern Gott ist der Vermittler zwischen ihm und ihr. Darum bekommt der Begriff der Sünde so ungemeine Bedeutung. Sünde ist alles das, was uns Gott an der umgebenden Welt mit Verbot belegt hat. In den geheimnisvollen Tiefen dieser Beziehungen zu Gott entsteht die Mystik, mehr ein Ahnen als Wissen, mehr ein Fühlen als ein Verstehen. Nie ist der Mensch ganz auf sich selbst gestellt. Selbst der abenteuernde Ritter wird durch die von Gott selbst aufgestellen Begriffe der Ehre, durch die Regeln des Rittertums auf seinen

Irrfahrten geleitet. Vom Helden ist die „Tugend" untrennbar. Es gibt kein Heldentum des Verbrechens, keine „Großen" des Lasters, keine „Übermenschen" der Sünde.

Dies ist der Grundzug des Mittelalters, das Rückenmark seiner Seele. Daneben gab es freilich noch allerlei Ganglienzentren in diesem verwickelten Kulturorganismus. Aber die Romantik sah nur diesen ersten und wichtigsten Zug und vernachlässigte daneben alles übrige. Ihre Vorstellungen gingen von diesem Punkte aus und tauchten im Gefühl der Abhängigkeit unter. Diese Vorstellungen wurden immer einseitiger, je mehr sich die Romantiker bewußt wurden, das Gefühlsleben des Mittelalters nicht mehr erneuern zu können. Sie beschworen den Geist des Mittelalters, um sich dies nicht offen eingestehen zu müssen. So betrieben sie endlich eine Art von Kulturspiritismus. Aus dem Geist machten sie ein Gespenst. Denn — und dies gilt für alle rückläufigen Bestrebungen — es ist unmöglich, seine eigene Zeit zu verlassen. Die Romantiker waren doch im Grunde moderne Menschen. Modern insofern, als sie Erkenntnisse und Kräfte ihrer Zeit in sich aufgenommen hatten und nicht verleugnen konnten. Sie hatten die ungeheueren Wirkungen Kants an sich erfahren. An Stelle Gottes war das Ich in den Mittelpunkt der Welt getreten. Nur insoweit gab es für den Menschen eine Welt, als er sie in sich erlebte. Nur insoweit einen Gott, als ihn der Mensch

in sich lebendig fühlte. „Des Menschen Bewußtsein von Gott ist Gottes Selbstbewußtsein," sagte Hegel klar und deutlich. Der Philosoph der Romantik, Fichte, steigerte dieses Ich-Bewußtsein zum schrankenlosen Subjektivismus. Nun gerieten die seelischen Kräfte in Widerstreit: auf der einen Seite das mystisch-mittelalterliche Abhängigkeitsgefühl, auf der anderen das moderne Herrscherrecht des Ich. Aus dieser Gärung, diesem Wirbel kommt eine Angst und Hast. Drängend und krampfhaft wird das religiöse Gefühl. Es verliert die Selbstverständlichkeit und Klarheit des Mittelalters. „Unglück ist der Beruf zu Gott," sagt Novalis. Und in einem Augenblick, in dem die Romantik ganz zu sich kam, spricht sie es — wiederum durch Novalis — aus: „Liebe ist durchaus Krankheit; daher die wunderbare Bedeutung des Christentums."

Aus einem solchem Wirbel konnte keine einheitliche Weltanschauung entstehen. Die seltsamsten Phänomene kommen aus dieser Gärung. Man suchte sich zu retten, indem man sich bald dem einen, bald dem andern Pol zuwandte. Gewann der Subjektivismus das Übergewicht, so erhob man sich über die Welt. Mit dem eigenen Ich verglichen, das seine Gesetze nur in sich selbst hatte, war alles, was sich nach abstrakten Begriffen ordnete, Düngerschichte, Philistertum. Keine Zeit hat den „Philister" so grimmig gehaßt und verachtet, wie die Romantik. Der Philister war der Mensch, der nicht „be-

rufen" war, der die Stimmen des Geistes nicht hörte, der, die Trägheit und Stumpfheit selbst, dem Wesen der Welt fremd blieb. Und um den Philister zu ärgern, gefiel man sich in allerlei Ungezogenheiten und Geschmacklosigkeiten; man trug seine Zugehörigkeit zu der aristokratischen Republik der romantischen Geister offen zur Schau. Dann aber kam der Rückstoß, der ins Mittelalter warf. Und da die katholische Kirche die Illusionen des Mittelalters am vollkommensten bewahrt hatte, zog es die Führenden zu ihr hin. Die Philosophie versuchte eine Überbrückung der Gegensätze durch die neue Art der Naturbetrachtung. Stand der Mensch nicht mitten in der Natur? Waren die Vorgänge in der Natur nicht die gleichen Erscheinungen wie die der menschlichen Seele, waren die Geheimnisse des Werdens, die Stimmen der Nacht nicht den Geheimnissen und Stimmen des Innern verwandt? Bewundernd, gerührt, überschwenglich, manchmal ein wenig weinerlich, warf man sich an ihren „Busen". Aber diese sentimentale Betrachtung brachte noch weiter von der naiven Freude des Mittelalters an der Natur ab.

Alle diese Elemente, diese Gärungen und Wirbel, diese Gefahren und Überschwenglichkeiten treffen sich in der Kunst der Romantik. Sie bedingen ihren Reichtum, aber auch ihre Unzulänglichkeiten. Gewiß, der Mensch hatte nichts anderes zu tun, als in sein eigenes Ich hinabzusteigen, auf sich selbst zu hören. Aber die formende Kraft reichte

nicht aus, um der Fülle von Eindrücken den vollkommenen Ausdruck zu finden. Diese hochbegabten Menschen, die wirklich bedeutenden Köpfe der Zeit vermochten nicht alles zu fassen, was in ihnen lebte. Das Mittelalter hatte sein einfacheres Seelenleben trotz des geringen Schatzes an Worten zur Darstellung gebracht. Mit der Romantik war es wie mit einem Menschen, der so viel zu sagen hat, daß er nicht weiß, wo er beginnen soll und sich verwirrt. Darum machen die Kunstwerke der Romantik immer den Eindruck von Fragmenten. Die Romantiker zerschlugen die alten Formen und versuchten es mit neuen. Daher die seltsamen Experimente, die unerhörten Neubildungen, die gewagten Neuerungen, wie etwa Tiecks „Gestiefelter Kater", in dem Zuschauer und Schauspieler durcheinander gemischt und gehetzt werden, bis man vom Schwindel befallen wird. Verzweifelt flüchten die Dichter in den Bereich der „romantischen Ironie", in der sich die Form über den Stoff lustig macht. Unter der Maske der Souveränität verbergen sie ihre Unfähigkeit zur Herrschaft. Trotzdem hat die Romantik Werke von unvergänglicher Schönheit hinterlassen, nicht Werke der Erfüllung, sondern der Sehnsucht, nicht des vollkommenen Ausdrucks, sondern des Ringens um Ausdruck. Und darum vielleicht nur um so deutscher, weil wir Deutschen selbst unsere Kultur noch nicht als vollendet ansehen, weil wir uns glücklich dessen bewußt sind, daß wir noch mitten im Strome

des Werdens stehen und weil darum eine Kunst unsere Seele besser ausdrückt, die selbst noch in Zweifeln befangen ist.

Man sagt, daß das schönste Buch der Romantik von der Bettina Brentano stamme und man meint damit das Buch „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde". Und wahrhaftig — wenn man die gesamte Literatur der Romantik überblickt, so kommt man immer wieder zu diesem Buch Bettinas als zum Brennpunkt. Weder Friedrich von Schlegels „Lucinde", noch Tiecks „Willibald Sternbald", noch Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", noch Novalis' „Hymnen an die Nacht" oder „Heinrich von Ofterdingen" verdienen diesen Namen. Keines dieser Bücher vereinigt alle romantischen Elemente in sich. Keines öffnet so mit einem Schlage alle Adern der Zeit. Hier findet sich das in kindliche Formen gekleidete Aufgeben der Persönlichkeit, das Schwelgen im Gefühl der Abhängigkeit. Hier sind aber auch die Ausstrahlungen des anderen Poles, die Äußerungen eines herrschsüchtigen, vor drängendem Leben fast tollen Ich. Und wie im luftleeren Raum der Geißlerschen Röhren entsteht durch die Wechselwirkung der beiden Pole das schönste Farbenspiel. Anbetend kniet Bettina vor der vielfältigen Schönheit der Natur, gibt sich ihr hin, beginnt zu schweben, indem sie ihre Persönlichkeit im Allgefühl auflöst. Beredt und wortreich, in Strömen, die gleich Fontänen auf-

springen, spricht sie dasselbe aus, was Anzengruber später seinen Steinklopfer derb und knapp sagen läßt: „Mir kann nix g'schehn."

Der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde", dessen genauere Betrachtung uns später noch beschäftigen wird, scheint eine chronologische Aneinanderreihung der zwischen der Frau Rat und Bettina und der zwischen Goethe selbst und ihr gewechselten Briefe. Briefe, die nichts anderes verbindet als die Persönlichkeit der Schreibenden und das Leitmotiv der Liebe Bettinas. Von irgendwelcher „Form" ist keine Rede. Aber gerade deshalb ist dieses Buch der Gipfel der romantischen Literatur. Ich sagte schon, die romantischen Dichter scheiterten daran, daß sie die Überfülle ihres unruhigen Gefühlslebens in irgendeine Form zu gießen bemüht waren. Sie waren fast durchweg echte Dichter, aber es gelang ihnen nicht, wirkliche Künstler zu werden, d. h. Formende. Es war ebenso vergebens ihr inneres Leben wiederzugeben wie das Bestreben eines Malers, die zitternde, unaufhörlich bewegte Oberfläche eines Wassers zu malen, auf dem die leisen Regungen der Luft, die plötzlich einfallenden Lichter, die zarten Berührungen der Wassertierchen ein Gezitter und Genetz von feinsten Wirkungen hervorrufen. Eine Art von Phonographie der Seele wäre dazu notwendig, die alles aufnimmt, nichts verloren gehen läßt und jedem leisesten Eindruck folgt. In dem Buch Bettinas findet sich diese Phonographie der Seele. Ihre Briefe

folgen durchaus dem unmittelbaren Eindruck. Sie schweifen in jedem Augenblick von ihrem Thema ab, gehen durch ein Labyrinth von Seitenwegen, kehren zum Ausgangspunkte zurück, setzen mit einem Sprung in ein weit entlegenes Gebiet. Nun scheint sich Bettina in einem Gestrüpp von Rosenhecken zu verirren, nun steht sie plötzlich auf einem Aussichtspunkt, von dem aus der Blick über ein weites, offenes Land geht, sie läßt Tag und Nacht wechseln, wie es ihr beliebt und kennt keine Bedingungen und Gesetze als ihre eigenen Eingebungen, deren Schönheit und Schwung sie berauscht.

Sie verzichtet durchaus auf die Form. Und eben durch diesen Verzicht erschließt sich uns ihr eigenes Wesen besser und zugleich das Wesen der Romantik.

Die Günderode.

Die Freundin.

Trotz des Verhältnisses unbedingter Gefolgschaft zu Goethe, trotz dieses auf allen Stufen zwischen Innigkeit und Ekstase heimischen Bundes, spricht Bettina einmal von ihren Jugenderinnerungen: „O keine Erinnerung brennt mehr in meinem Herzen, auf meinen Lippen, die dieser den Rang abliefe; nicht du nicht andre haben für die süße Kost der Kirsche, auf höchstem Gipfel im brennenden Sonnenlicht gereift, oder der waldeinsamen Erdbeere, unter betautem Gras aufgefunden, mich nur einmal entschädigt.“ Dem Andenken dieser tollen, schönen Jugendtage baut Bettina immer wieder abseits von der lauten Gegenwart kleine Laubenverstecke, in denen sie sich mit ihnen nach Art der Kinder verbirgt, um sich in leisem Geflüster dumme, kleine Geheimnisse zu erzählen. Das Gewesene hüllt sich in die bunten Masken des Möglichen, die Wirklichkeit läßt sich von der Phantasie beschwatzen,

alle Künste des Scheins werden aufgeboten, bis alles Gemeine vor der Pracht der Erinnerungen versunken ist. Darin ist Bettina Meisterin, sie versteht es ihre kleinen Erlebnisse poetisch zu erzählen und immer so zu wenden, zuzuspitzen und wiederzugeben, daß daraus etwas Besonderes für sie abfällt. Ein ganz klein wenig Koketterie (wenn nicht noch anderes) ist immer dabei, so ein bißchen Augenaufschlag und Herausforderung zu einem bewundernden Wort für ihre Tollheit.

Aber die Geschichten sind zu reizend und liebenswürdig. Man ist ganz im Bann der Erzählerin. Das gilt von den Geschichten aus dem Briefwechsel mit Goethe ebenso, wie von „Clemens Brentanos Frühlingskranz" oder aus dem „Königsbuch" oder aus der „Günderode".

Die Freundschaft mit der Dichterin Karoline von Günderode war das wichtigste von Bettinas Erlebnissen zwischen dem Austritt aus dem Kloster und dem Bekanntwerden mit Goethe. Ich habe schon davon gesprochen, daß Bettina eine leidenschaftliche Verehrung für alles Heroische, eine Hingebung an alle Art von Heldentum hatte. Selbst jene nicht allzuseltene Art von Heldentum, die darin besteht, daß ein Einzelner seine persönliche Eigenart gegen die Mißbilligung der „Vielzuvielen" zu verteidigen hat, konnte immer ihres Anteils sicher sein. Nun hatte die Günderode wirklich etwas von Haltung und Gebärde der Heroine, sie betrat die Schaubühne des Lebens mit der düsteren Falte des Verhängnisses zwischen

den Brauen und es war, als sei schon irgendwo in den Falten ihres Gewandes der tragische Dolch verborgen.

Im Schatz von Bettinas Erinnerungen finden sich, verklärt durch den Glanz der Jugend einige Erlebnisse, die für ihr Verhältnis zum Heldenhaften Zeugnis ablegen. Kriegslärm! Die Franzosen hatten Frankfurt besetzt, die kaiserlichen Truppen versuchten sie daraus zu verdrängen. Von den „Rotmänteln" und „Totenköpfen" malte die Phantasie fürchterliche Bilder: Schnurrbärte, an denen das Entsetzen hängt, rollende Augen, blutrote Mäntel, damit das vergossene Blut nicht so leicht zu bemerken ist. Die erste Kugel fliegt durch die Straßen. Die Fensterladen werden geschlossen, alles flüchtet in die Keller. Großmama, eine Tante, eine Cousine, die Köchin, die Kammerjungfer, ein männlicher Hausgenosse und Bettina. Eine Bombe platzt im Hof. Nun steht zu erwarten, daß Feuer ausbricht. Die Großmutter möchte gern wenigstens einiges von ihren Kostbarketten retten, das wichtigste: Bilder und Bücher. Im oberen Saal hängt ein heiliger Johannes, von dem die Sage geht, er sei von Raphael gemalt. Um diesen zittert die Großmutter besonders. Aber der männliche Hausgenosse erklärt, das Bild sei zu schwer, um gerettet werden zu können. Da entfernt sich Bettina, nimmt das Bild ab und schleppt es auf dem Rücken über die Kellertreppe. Die Großmutter ist außer sich vor Freude und gibt

Bettina die Erlaubnis noch mehr zu retten. Und Bettina, treppab, treppauf, holt aus der Bibliothek die teueren Kupferwerke, ganz glücklich darüber, diesen Raum, um den sich ihre Wünsche drehen, betreten zu dürfen. Draußen auf der Straße wird wieder geschossen. Reiter sprengen vorüber. Bettina öffnet einen Laden des unteren Geschosses. Da hält ein Rotmantel mitten in der Straße, mit gezogenem Säbel, fliegendem Schnurrbart, dicken, schwarzen, geflochtenen Haarzöpfen. Der gibt keinen Pardon! Kaum ist der Reiter fort, da sieht die Bettina einen jungen Franzosen in Hemdärmeln, mit bloßem Kopf, totenblaß und blutbespritzt verzweifelt an den Haustoren Einlaß suchen. Sie hat seine Lage erfaßt und winkt ihm. Er eilt auf sie zu. Da kommt der fürchterliche Rotmantel zurück, sprengt an dem Franzosen, der sich in die Hofeinfahrt schmiegt, vorbei, hält einen Augenblick und reitet davon. Die Bettina aber reißt das Fenster auf und hilft dem Franzosen hinein. Kaum ist der aber im Zimmer, da ist auch der Reiter schon wieder da, hält vor dem Fenster und verlangt Wasser. Die Bettina geht in die Küche, holt ihm Wasser, der Reiter trinkt und zieht ab. Hätte er sich auf seinem Pferde in die Steigbügel gestellt, so hätte er den Franzosen bemerkt. Der Gerettete lacht und schluchzt und küßt der Bettina die Hand. „Mon père et ma mère prieront pour vous!“ Nun — umsichtig, als sei ihr das Kriegshandwerk vertraut — führt sie ihn nach dem Holz-

ſtall. Dort hat ſie freilich kein Waſſer, um ſeine Wunde zu waſchen, aber ſie leckt ihm das Blut ab, zieht die anklebenden Haare zurück und, da ſie ein friſchgelegtes Ei findet, legt ſie ihm die feine weiße Innenhaut über die Wunde. Sie iſt auf ſeine Stärkung bedacht. Sie eilt in den Keller und findet die Tante damit beſchäftigt den Tee zu bereiten, während die Großmutter an ihrem Teſtament ſchreibt. Es gelingt ihr, die Schlüſſel zur Speiſekammer zu bekommen, und nun holt ſie ihrem Schützling Brot und Wein. Der Tag geht vorüber unter ſtetem Zittern, daß jemand von den Hausgenoſſen, die nach beendetem Kampf den Keller verlaſſen haben, den Geretteten im Holzſtall entdecken könnte. Nun — nachdem die unmittelbare Gefahr abgewendet iſt, beginnt in Bettina das Spieleriſche ihrer Phantaſie über die Beſonnenheit, die ſie im Augenblick der Entſcheidung bewieſen hat, zu überwiegen. Ein geringes Zögern, eine Weigerung, Waſſer zu holen, hätte die Entdeckung des Franzoſen herbeiführen können. Indem ſie ſich ſcheinbar ruhig entfernte, täuſchte ſie den Feind. Aber nun will die Sache zu ſehr ins Gewöhnliche verlaufen. Da der Kampf beendet iſt, könnte der Franzoſe ruhig das Haus verlaſſen — und das wäre nicht nach dem Sinn Bettinas. Es muß ein wenig Koſtüm um den Ausgang dieſes Abenteuers ſein. Bettina ſchläft neben der Großmutter und kann im Mondlicht den Holzſtall ſehen, in dem der Soldat verborgen iſt.

Was nun? Fürs erste natürlich eine Verkleidung. Oben in der Bibliothek, die Bettina offen gelassen hat, um darin zu stöbern, hängt ein Jagdkleid und eine Mütze. Wie ein Geist an der Tante Zimmer vorbei und das Jagdkleid geholt. Es sitzt wie angegossen. Nun noch ein Zehrpfennig. Das Geld, das man Bettina schenkte, hat sie immer in das Kissen eines alten, ledernen Sessels gesteckt. Es findet sich eine hübsche Summe in dieser sonderbaren Sparbüchse. Nun führt Bettina ihren Schützling, so ausgerüstet, durch den Garten zur Pappelwand an die Rosenhecke, wo die Nachtigall alle Jahre ihr Nest baut. Voll innigen Dankes hebt er das kleine Mädchen auf seine Arme und legt den verbundenen Kopf gegen ihre Brust, während Bettina ihre Hände über ihm zum Gebet faltet. Da küßt sie der Franzose und steigt über die Rosenhecke zum Main hinab, wo Nachen liegen, in denen er zum andern Ufer übersetzen kann.

Da wir bei der Geschichte von Bettinas erstem Kuß angelangt sind, mag eine Unterbrechung des Zusammenhanges gestattet sein, um in einem kleinen Exkurs gleich das Abenteuer des zweiten und die Anekdote vom dritten Kuß hier anzufügen. Mit keinem Geringeren als Herder bestand sie dieses Abenteuer des zweiten Kusses. Eines Tages klingelt es, Bettina springt zur Haustür, um zu öffnen. Ein würdiger Mann in schwarzer Kleidung, ernsten Ansehens, mit „etwas erhitzten Augen“ tritt ein,

der sich, ohne ein Wort zu sagen, niederbeugt und Bettina küßt. Rasch, im Instinkt der Abwehr, schlägt ihm Bettina mit der Hand ins Gesicht. Dann erst sieht sie zu, wem sie die Ohrfeige erteilt hat, und erblickt ein freundliches Gesicht, das über ihre rasche Tat weder erschreckt noch erbittert zu sein scheint. Um ihrer Verlegenheit zu entgehen, führt sie den Fremden rasch zur Großmutter. Die aber bricht beim Anblick des Gastes in Entzücken und Begeisterung aus. Herder wird mit tausend Freundlichkeiten willkommen geheißen. Während die Großmutter Herder umfaßt hält, verständigt er sich über ihre Schultern hinweg mit Bettina durch Zeichen, daß sie beide von ihrem Erlebnis schweigen wollen. Nachdem er die Schmeicheleien und die gelehrten Gespräche der Großmutter eine Weile mit angehört hat, bittet er die Freundin, ihm doch ihre Enkelkinder zeigen zu wollen. Da rückt denn Bettina mit zwei Geschwistern vor und wird von der Großmutter darüber belehrt, wie glücklich sie zu sein habe, daß sie Herder von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekomme. Herder aber geht auf Bettina zu, legt die Hand auf den Kopf und sagt ihr gerade in ihr trotziges Gesicht hinein: „Diese da scheint sehr selbständig; wenn Gott ihr diese Gabe als eine Waffe für ihr Glück zugeteilt hat, so möge sie sich ihrer ungefährdet bedienen, daß alle sich ihrem kühnen Willen fügen und niemand ihren Sinn zu brechen gedenke.“ Über diesen sonderbaren Segensspruch ist die Groß-

mutter ein wenig erstaunt. Nachher aber, als die Mädchen im Garten herumtollen, kommt Herder ihnen nach. Die Mädchen trugen breite Schärpen von blau und weiß geflammter Seide und auf dem Rücken waren sie in ungeheueren Maschen ausgebreitet, gleich großen Schmetterlingsflügeln. Da fühlt sich Bettina plötzlich an ihrem Flügelpaar gefaßt. Herder steht hinter ihr und sagt: „Siehst du, kleine Psyche, mit den Flügeln genießt man wohl die Freiheit, wenn man sie zu rechter Zeit zu brauchen weiß, aber an den Flügeln wird man auch gefangen . . .“ Er verlangt einen Kuß als Lösegeld, und Bettina, die von dem ihr fremden, seltsamen Wort „Psyche“ gefangen und gleichzeitig durch die hohe Ehre eingeschüchtert ist, weigert sich nicht mehr, seinen Wunsch zu erfüllen.

Den dritten Kuß empfing Bettina von dem Herzog von Aremberg, einem der adeligen französischen Emigranten, die im Hause der Großmama aus und ein gingen. Der Herzog war durch zweierlei ausgezeichnet, dem in seiner Vereinigung kein Mädchen widerstehen kann: er war schön und er war sehr unglücklich. Als junger Mann von zwanzig Jahren hatte er beide Augen auf der Jagd durch einen Schuß seines besten Freundes verloren. Seine Züge waren so rein und edel, daß Bettina niemals müde wurde, ihn zu betrachten. Das Unglück hatte allen niedrigen und gemeinen Ausdruck von seiner Stirn gelöscht. Seine Nase war kühn und stark,

männlicher Trotz gegen sein unbarmherziges Schicksal und eine feine Traurigkeit sprachen von den Grundzügen seines Wesens. So oft er sich von der Erinnerung an das verlorne Licht gedrückt fühlte, so oft richtete er sich wieder auf, so oft fand er die heitere Ironie, mit der er alle Sentimentalität abwehrte. Diesem Mann brachte Bettina ihre wärmste Verehrung entgegen. Wenn sie andere den blinden Herzog bedauern hörte, dann dachte sie: wie schade, daß ihr nicht blind seid, die ihr es wagen dürft, die Gemeinheit eurer Züge mit den seinigen zu vergleichen. Man sieht, wie leicht Bettina zum Fanatismus neigte, wenn sie für irgendwen entflammt war. Mit diesem blinden Herzog nun fuhr Bettina einmal von Frankfurt nach Offenbach zur Großmutter. Der Herzog fragte Bettina, ob sie noch in der Stadt seien. Nein — sie waren schon auf dem Lande. Da veränderte sich das Gesicht des Herzogs und er versuchte, Bettina, die neben ihm saß, an sich zu ziehen. Aber die machte sich los und zog sich in die andere Ecke des Wagens zurück. Da suchte nun der Herzog mit greifenden Armen in der Luft und konnte das Mädchen nicht finden. Aber bald fürchtete Bettina, sich der Sünde des Mutwillens schuldig zu machen, und rückte wieder näher, so daß sie der Herzog erfassen und an sein Herz drücken konnte. Er küßte sie auf die Wange, die sie ihm statt des Mundes reichte. In Offenbach erzählte es Bettina der Großmutter, die aber

sah sie an und sagte: „Mein Kind! Ein blinder Mann, ein armer Mann!" Auf der Rückfahrt fragte er, ob Bettina gebeichtet habe. Bettina bejahte und berichtete, was die Großmutter geantwortet hatte. Da brach die Fassung des Mannes zusammen und klagend rief er einmal über das anderemal: „Elle a bien raison! Ein blinder Mann, ein armer Mann." Von diesem Tag an war dem Herzog „ein feierliches Monument" im Herzen Bettinas errichtet.

Das sind die Geschichten von den drei Küssen Bettinas. Wir kehren vom Exkurs zurück. Vom Heroischen war die Rede und von der Vorliebe Bettinas für den mutigen Gedanken und die mutige Tat. Beides fand sie bei der Günderode. Um fünf Jahre älter als Bettina, folgte die Günderode doch allen Anregungen der Freundin, wenn sie sich auch den Anschein gab, als halte sie, maßvoll und besonnen, den Überschwang der Jüngern zurück. Es ist ein ähnliches Schauspiel wie das Verhältnis zwischen Clemens und Bettina, wenn die Günderode den Ton der Warnung anstimmt. Bettina tollt neben der Günderode herum, eine naive Liebhaberin neben der Heroine. Und der Erfolg von der Günderode gelegentlichen Ermahnungen ist kein anderer, als der Erfolg, den Clemens mit seinen Ratschlägen und brüderlichen Besorgnissen hatte. Bettina lodert noch höher auf, zischt und prasselt wie ein Feuer, in das man einen ohnmächtigen Wasserstrahl richtet, und schleudert das

bunteste Arabeskenwerk an bengalischen Künsten in die Luft. Denn im Innern war die Günderode — ebenso wie Clemens — Bettina allzusehr verwandt, als daß diese mit der ihr eigentümlichen Ahnung oder Witterung des Wesentlichen sich hätte von ihr einschüchtern lassen. Auch die Günderode leidet unter einer Phantasie, die üppige und unerhörte Blüten treibt, unter einer bizarren, indischen Fülle der Vorstellungen. Genau wie Bettina neigt sie zur Exaltation und ist bereit, jeden ihrer Einfälle ohne weitere Prüfung für eine Eingebung des Genius zu halten. Aber, während für Bettina, kraft des ihr eingeborenen heiteren Sinnes und ihrer Gabe, sich an das Kleinste hinzugeben, alles ins Helle und Fröhliche ausgeht, wendet sich das Leben der Günderode in Schwermut und Düsterkeit. Im letzten Ende ist diese verschiedene Art zu sehen und zu erleben Temperamentssache, Sache des Blutes; ganz nach Art der Frauen, die nicht nach einer Weltanschauung, also nach einem durch Verallgemeinerung gewonnenen Gesetz, sondern nach ihrem Gefühl für den besonderen Fall handeln. Der Denkprozeß der Frau ist im Grunde egozentrisch, alle Vorgänge werden auf ihr Ich bezogen und im Hinblick auf dessen besondere Bedingungen beurteilt. Ganz so war es mit den beiden Freundinnen. Beide hatten dieselbe, echt weibliche Eigenschaft einer naiven Ichsucht. Nur waren die Mischungen ihres Wesens darin ungleich, daß alle Vorgänge bei Bettina

durch eine Schichte hindurchzugehen schienen, wo sie eine heitere Färbung empfingen, während die Eindrücke der Günderode durch ein Land zu kommen schienen, wo sich ein erhabener Ernst an sie heftete, wo sie gleichsam von Nebeln durchdrungen wurden. Bettina war in irgendeinem südlichen Gefilde daheim — das italienische Blut des Vaters mochte dazu beigetragen haben — über ihr war zumeist blauer Himmel und selbst Wolkenschatten oder mitternächtlich spukhafte Erscheinungen waren nur um der Kontrastwirkung willen da. Die Günderode aber lebte in den starren Landschaften Ossianischer Gesänge, umgeben von Heldengeistern und von den Stimmen des Windes und der Wellen aufgeregt und geängstigt. Darum erscheinen ihre Umrisse verschwommen, die Gestalt wächst durch den Nebel ins Übergroße. Wenn man das Wesen Bettinas durch eine Romanze ausdrücken könnte, so müßte man für das der Günderode eine Ballade wählen. Beide leben in offenem Krieg mit der Meinung der Gesellschaft. Aber Bettina lächelt und lacht zu den abgeschmackten Verdächtigungen, sie freut sich der übeln Nachreden und triumphiert, wenn sie ein wenig Unordnung in die wohlfrisierte Perücke der öffentlichen Meinung gebracht hat. Die Günderode aber schreitet ernsten Gesichtes durch die Menge, sie wählt den heroischeren Weg, zu tun, als hörte sie nichts, und sie geht mit derselben fast priesterlichen Hoheit aus dem Leben, als es ihr uner-

träglich zu werden beginnt. Ihre Dichtung ist ihr ein Mittel, diese gleichgültige Welt von sich zu entfernen. Dabei aber ist ihr Innenleben so reich, so unklar, so drängend, ihre Vorstellungswelt so phantastisch, schwärmerisch und verworren, daß sie niemals zu jener Befreiung gelangt, wie sie Goethe durch seine Kunst zuteil wurde. Dazu ist es nötig, daß sich alle Empfindung restlos in den Ausdruck ergießt, daß die Form sich kristallklar aus dem Chaos des Schaffens ablöst. Die Günderode ringt aber mit der Form, sie hat zu wenig Anschauung, zu wenig Kraft der äußeren Sinne. Wenn sich der Most auch noch so feurig gebärdet, sobald er in den Becher des Gedichtes geschöpft wird, muß er zum klaren Wein geworden sein; bei der Günderode aber gährt er noch im Gefäße. Jedes ihrer Gedichte gibt Zeugnis davon.

„Des Wandrers Niederfahrt:

Wandrer:

Dies ist, hat mich der Meister nicht betrogen,
Des Westes Meer, in dem der Nachtwind braust.
Dies ist der Untergang von Gold umzogen,
Und dies die Grotte, wo mein Führer haust. —

Bist du es nicht, den Tag und Nacht geboren,
Des Scheitel freundlich Abendröte küßt!
In dem sein Leben Helios verloren
Und dessen Gürtel schon die Nacht umfließt."

Der Wanderer begrüßt den Führer zur Unterwelt, der ihm nun auf dem Wege ins „Reich der dunklen Mitternacht“ voranschreitet.

„Drum führe mich zum Kreis der stillen Mächte,
In deren tiefem Schoß das Chaos schlief,
Eh', aus dem Dunkel ew'ger Mitternächte,
Der Lichtgeist es herauf zum Leben rief.
Dort, wo der Erde Schoß noch unbezwungen
In dunkle Schleier züchtig sich verhüllt,
Wo er, vom frechen Lichte nicht durchdrungen,
Noch nicht erzeugt dies schwankende Gebild,
Der Dinge Ordnung, dies Geschlecht der Erde,
Dem Schmerz und Irrsal ewig bleibt Gefährte.“

Der Führer verschwindet in der Finsternis, und der Wanderer dringt allein in die Tiefe, wo die Erdgeister wohnen. Er wünscht das Wesen der Dinge zu erkennen und fleht sie an, sich ihm zu enthüllen. Aber die Geister weisen seine Neugierde zurück, denn er ist schon „dem Tage geboren“, er ist „aus dem Lebenselement geschieden“.

„Dem Werden können wir, und nicht dem Sein gebieten,
Und du bist schon vom Mutterschoß geschieden.
Durch dein Bewußtsein schon vom Traum getrennt.
Doch schau hinab, in deiner Seelen Gründen,
Was du hier suchest, wirst du dorten finden,
Des Weltalls seh'nder Spiegel bist du nur.
Auch dort sind Mitternächte, die einst tagen,
Auch dort sind Kräfte, die vom Schlaf erwachen,
Auch dort ist eine Werkstatt der Natur.“

Als Bettina zum erstenmal die Günderode sah, da schrieb sie für sich auf: „Heut' hab' ich die Günderode gesehen, es war ein Geschenk von Gott." Und diese erste Begegnung mit dem bedeutsam wichtigtuerischen Gespräch, mit der sinnigen Wortspielerei und der naiv tändelnden Anmut beziehungsreicher Wendungen schlägt den Grundakkord des ganzen Verhältnisses an. Es war in einer Geißblattlaube, und Bettina bedauerte, daß in diesem kalten Winter so viele Zweige erfroren seien und daß die Laube also wenig Schatten gebe. Da antwortete die Günderode: Die Sonne gibt und die Laube nimmt; was sie nicht fassen kann vom Licht, das muß sie durchlassen zu uns. Dann setzte sie hinzu, daß diese Pflanze besser Geißblatt als Hahnenfuß zu nennen sei, weil man dabei an eine schöne Ziege denken könne, die mit Anmut gewürzige Blumen fresse. Nach einigen tiefsinnigen Worten über Elemente und Entwicklungen und Ideale des Geistes, spricht die Günderode davon, daß Bettina doch lieber nicht ein Kleid mit gedruckten Blumen tragen solle, denn dies sei geschmacklos inmitten einer Natur, die so herrliche Blumen aufblühen lasse. Der Bettina aber kommt die Günderode so weisheitsvoll vor, daß sie sich gar nicht getraut zu antworten. Es scheint, als ob das Denken der andern wirklich in allem mit der Natur übereinstimme und als ob ihr Geist über alle Menschen hinausrage. „Und wie ich meine Stimme

hörte, die Dir antworten wollte, da schämte ich mich, als sei ihr Ton nicht edel genug für Dich." Die weitere Entwicklung dieser Freundschaft führt wie immer bei Bettina zur bedingungslosen Verehrung. Rasch gibt sie sich an die Freundin hin, in ihr erblickt sie die Welt und der Ausdruck ihrer Sehnsucht wird immer glühender. Schwärmerisch spricht sie von den Gedichten der Freundin, in denen sie „die stille Säulenordnung anweht". „Mich deucht eine weite Ebene." Berglinien heben und senken sich in der Ferne wie der Atem einer Brust. „Alles ist stille Feier dieses heiligen Ebenmaßes." Diese Poesie ist stilles Gebet, vor des Sprachbaus schlanker Säule, vor dem Marmorglanz heiliger Form neigt sich ihre Begeisterung. „So ist mir immer, wenn ich mich erkühne aus meinem kindischen Treiben hinauf zu schauen nach dem Deinen, als säh' ich eine geschmückte Braut, deren priesterliche Gewande nicht verraten, daß sie Braut ist, und deren Antlitz nicht entscheidet, ob ihr wohl ist oder weh vor Seligkeit." Dann aber kommt ein neuer Ton in den Hymnus. Aus den Schlünden der Ahnung kriecht wie ein Wurm aus Nebelklüften die Besorgnis. In dem sonst gleichmäßigen Leben der Günderode, das in dem Cronstettenschen evangelischen Damenstift in Frankfurt vor dem schlimmsten Wirbel der Welt behütet schien, war ein Ereignis eingetreten, das sie zu zerstören drohte. Sie hatte den Altertumsforscher Professor Creuzer kennen gelernt, der, 1771 ge-

boren, von 1799 bis 1804 in Marburg, dann in Heidelberg wirkte. Eine mächtige Leidenschaft verband die beiden, die — wenigstens von seiten der Günderode — mit allem genährt wurde, was sie an hohen und edlen Gefühlen in sich hatte. Frauen von der Art der Günderode pflegen alles, was sie jemals an Heldenmut und höherer Berufung erlebt haben, willig dem Geliebten hinzugeben und sich ganz demütig und klein vor ihm zu machen, als sollten sie alles das erst neuerdings von ihm zum Geschenk erhalten. Auch in dem Verhältnis zu Creuzer zeigte sich wieder die seltene Furchtlosigkeit der Günderode vor der Meinung der Leute, sie wagte etwas zu tun, was sie in den Augen der großen Mehrheit verurteilen mußte: Creuzer war nämlich verheiratet. Daß dieses Erlebnis der Günderode nicht gut enden konnte, mußte selbst der unbedachtsamen Bettina klar sein. Ohne daß sie in ihren Briefen das Verhältnis selbst erwähnt, äußert sich die Angst immer eindringlicher. „Mir aber liegt ein Schmerz in der Seele, den ich oft unterdrückte in Deiner Gegenwart;" sie hat die geheime Sehnsucht, die Freundin sich selber zu entziehen, sie sich selbst vergessen machen. Immer wieder bittet sie, die Günderode solle doch ihre „Säulengänge" verlassen und in der „Waldhütte" Bettinas einkehren, um dem Leben der Bienen zuzusehen, dem Gegurre der Tauben zuzuhören und sich satt zu trinken in ihres „Gartens blü-

henden Kelchen". Nun beginnt ihr die priesterliche Hoheit des Wesens der Freundin bange zu machen. Zu sehr entrückt scheint sie ihr, zu weltfremd, zu erdentwandt. Und mit tausend Zärtlichkeiten, mit einer Überfülle kindlicher Schmeicheleien möchte sie sie an die Erde fesseln; es ist, als könnte sie ihr nicht nachdrücklich genug von den Wundern der Natur und der Liebe sprechen. Im Bilde vergleicht sie die Freundin dem Schwan, der auf ruhigem, dunkeln Wasser einsam rudert, der den schönen Hals niederbeugt, um sich mit den klaren Wellen zu überspülen, der symbolische Kreise zieht, „heilige Zeichen seiner Absonderung von dem Unreinen, Ungemessenen, Ungeistigen". Bettina kommt sich selbst der Freundin gegenüber vor wie ein Sperling, der, im Gebüsch des Ufers versteckt, zusieht, wie der Schwan ruhig mit dem Schilf des Ufers Zwiesprache hält, wie er seine Seufzer dem Wind hingibt und wie er weit, weit über das Wasser hinzieht. Immer drängender werden die Angstgefühle Bettinas. Da ist ein alter Turm, den sie in Winternächten gerne aufsucht, um die Stimmen zwischen Himmel und Erde zu hören, die ihr Ahnungen der Unendlichkeit geben. Man muß gut klettern können und es ist die Gefahr, daß das alte Gemäuer einmal unter dem Fuße zusammenbricht. Aber gerade das machte ihr den Turm lieb und zwang sie oft aus dem Bette und zu ihm hinan. Jetzt aber, da sie um die Freundin besorgt ist, beginnt sie aber-

gläubisch zu werden, jeder Schatten macht ihr bang. Ein Vogelkirschbaum treibt zwischen den Steinen hervor, der hat seine roten Beeren trotz aller Stürme noch fest gehalten. Der wird Bettina zum fröhlichen Orakel und Zeichen. Wenn die Beeren den Winter über hängen bleiben, so wird auch die Freundschaft mit der Günderode die Verstimmung überdauern. Und damit dem Schicksalsspruch ein wenig nachgeholfen werde, hat Bettina die Beeren zusammengebunden. Es soll dem Wind nicht leicht gemacht werden sie fortzutragen. Aber eine Nacht bringt einen bösen Sturm, der rüttelt an dem Baum, als wollte er ihn samt den Wurzeln ausreißen. Da umfaßt ihn Bettina und schützt ihn mit ihrem Körper, am Rande der steil abfallenden Mauer ringt sie mit dem Wind, aber über ihren Kopf hinweg fliegen die roten Beeren in die Nacht davon. Als die letzte Beere gelöst ist, da erst läßt Bettina den Baum los. Die Verstimmung, die der Günderode Briefe so selten und kalt macht, der Mißklang, der Bettina verletzt, kommt aus der Wendung, die das Schicksal der Günderode nimmt. Creuzer wird des Verhältnisses zu ihr überdrüssig und endlich bricht er es rücksichtslos vollkommen ab. Bettina, die in dieser Zeit ihres Lebens nichts Wichtigeres kennt, als ihre Freundschaft mit der Günderode, versteht es nicht, daß diese für ihr Dasein einen anderen Schwerpunkt gefunden hat. Je tiefer die Günderode in das Labyrinth hineingerät,

desto fremder, schemenhafter erscheint sie der Freundin. „. . . es ist mir wie ein Nebel zwischen mir und Dir, ich glaub' Dich an meiner Seite und sprech' mit Dir immerfort und der Nebel ist so dicht, daß ich Dich nicht seh', und auf einmal ruf' ich: bist Du noch da? — Du gibst keine Antwort. — Da ängstige ich mich und weiß nicht, wo mich hinwenden . . . und da denk' ich, deswegen hättst Du Dich von mir entfernt, weil ich Dir so manches sag', was Deine Seele nicht hören will, was sie stört. — Ach Deine Seele, ich bin einmal geboren dazu, daß ich sie umflattere." Wie ein Mensch, der gegen seine Furcht ankämpft, indem er freundliche Erinnerungen anruft, mahnt Bettina die Freundin an das Schöne, das sie gemeinsam erlebt haben. An jene zauberhafte Nacht auf dem Rhein, als sie zusammen von Cöln nach Mainz fuhren. Eine Unzahl blühender Orangenbäume war auf dem Verdeck des Schiffes untergebracht, und da die anderen Passagiere die kalte Nachtluft scheuten, blieben die beiden Mädchen allein unter den blühenden Bäumchen. Ganz allein. Bloß der Steuermann war noch da, und die Ruderschläge liebkosten die große Stille. Mit ihrem Pelz umhüllte Bettina die Freundin und saß zu ihren Füßen. Die Mondnacht zeigte die unermeßlichen Tiefen des Himmels. Die Freundinnen saßen still, ganz versunken, und sahen die Ufer im hellen Mondlicht vorbeischwimmen. Dann wachte der Wind auf und rauschte ein

wenig in den Kronen der Orangenbäumchen, daß die Blüten leise auf die Mädchen herabfielen, und als Bettina der Freundin ins Gesicht blickte, da sah sie ihr Lächeln, aber sie blieben beide still und störten die Schönheit der Nacht nicht. Um stille Inseln fuhr das Schiff und kam nahe ans Ufer. Die Weiden reckten ihre Zweige aus und zausten die Blütenbäume auf dem Verdeck, daß alle Blüten der Günderode in den Schoß fielen. Da fuhr sie erschrocken auf, denn sie — war gerade auf einen Augenblick eingeschlafen. — Und nachdem Bettina die Schönheit dieser Nacht recht eindringlich geschildert hat, macht sie der Freundin den Vorschlag, mit ihr gemeinsam eine Reise nach Italien zu unternehmen. „Es ist am End' ganz lächerlich, wenn wir alles Schöne und Herrliche, von dem gesprochen wird, im Geist berühren und genießen, und wir sitzen in der Wirklichkeit wie eingefroren."

Von dem traurigen Ende dieser Freundschaft erfahren wir aus dem Buche „Die Günderode" nichts. In Bettinas Goethebuch steht, was in den letzten Tagen und Wochen vorging. Goethes Mutter forderte Bettina auf, sich ihr Leid von der Seele zu schaffen: „Mein Sohn hat gesagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht draus gemacht." Der Frau Rat hat Bettina von der Agonie und dem Ende der Freundschaft erzählt. Der Reise-

plan, den die Günderode und vielleicht nicht einmal Bettina ernst genommen haben, wurde nicht ausgeführt. Mit einfachen und schlichten Worten, schlicht und einfach, weil der noch kaum verwundene Schmerz keinen Luxus des Wortes gestatten wollte, berichtet Bettina von ihrem Zusammenleben mit der Freundin; „bei ihr lernte ich die ersten Bücher mit Verstand lesen, sie wollte mich Geschichte lehren, sie merkte aber bald, daß ich zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt war, als daß mich die Vergangenheit hätte lange fesseln können." Jeden Tag kam sie zur Günderode in das Stift. Vor der kleinen ebenerdigen Wohnung, die nach dem Garten hinausging, stand eine Silberpappel. Auf diesen Baum stieg Bettina während des Vorlesens und mit jedem Kapitel stieg sie um einen Ast höher, bis sie zuletzt von hoch oben herunter las. Als sie vom Zeus des Phidias vernahmen, dachten sie zusammen eine Reise aus, um ihn zu sehen, und erfanden Wege und Abenteuer, die sie in ein Reisejournal eintrugen. „Von dem, was sich in der Wirklichkeit ereignete, machten wir uns keine Mitteilungen; das Reich, in dem wir zusammentrafen, senkte sich herab wie eine Wolke, die sich öffnete, um uns in ein verborgenes Paradies aufzunehmen." Dann spricht Bettina von dem Aussehen der Günderode. Sie war sanft und weich, hatte braunes Haar und blaue Augen, ihr Lachen war nicht laut, sondern ein gedämpftes, sanftes Girren; sie ging nicht, sondern wandelte,

das Kleid floß in schmeichelnden Falten um ihren schlanken Leib. In Gesellschaft war sie schüchtern und einmal, als sie im schwarzen Ordenskleid mit langer Schleppe und weißem Kragen beim Fürst-Primas zu Mittag geladen war, machte jemand die Bemerkung, sie sähe unter den anderen Damen wie eine Scheingestalt aus, wie ein Geist, der im Begriffe sei, in die Luft zu zerfließen.

Es entspricht ganz dem Verhältnis der beiden Freundinnen, daß sie einander wenig von den Angelegenheiten der Wirklichkeit mitteilten. Die Günderode hatte wohl manchmal von Creuzer gesprochen, doch nur in einer Art, die Bettina durchaus unverdächtig blieb. Selbst als ihr die Leute von dem Verhältnis der Freundin zu ihm erzählten, vermochte sie es nicht zu glauben. Erst als die Günderode so seltsam fremd zu werden, als sie ganz in der Weise der Todgeweihten mit dem Gedanken an das Ende zu spielen begann, horchte Bettina mit größerer Aufmerksamkeit auf ihre Äußerungen. Langsam geht die Günderode damit um, die Freundin auf ihre Absichten vorzubereiten. Die Mädchen lesen den Werther und sprechen dann natürlich über den Selbstmord. Da sagt die Günderode: „Recht viel lernen, recht viel fassen mit dem Geist, und dann früh sterben, ich mag's nicht erleben, daß mich die Jugend verläßt." Dieses Thema nimmt sie noch recht häufig auf, verändert es, führt es durch mannigfache Verwandlungen. Aber

selbst der Günderode ist — und darin zeigt sich wieder die Verwandtschaft mit Bettina — ein wenig Bühneneffekt vor dem Abgang nicht unwillkommen. Sie beginnt ein Spiel mit einem Dolch, das man abgeschmackt finden könnte, wenn durch die Ereignisse nicht bewiesen wäre, wie sehr es ihr damit Ernst war. Eines Tages öffnet sie vor Bettina ihr Kleid und zeigt ihr unter der Brust einen Fleck, wo man zustoßen müsse, um sich rasch und leicht umzubringen. Dann bringt sie einen Dolch mit silbernem Griff zum Vorschein, den sie auf der Messe gekauft hat, und lobt den schönen Stahl und seine Schärfe. Bettina nimmt den Dolch in die Hand und ritzt sich leicht am Finger, so daß das Blut hervordringt. Als sie das Entsetzen der Freundin über die kleine Wunde sieht, faßt sie der Zorn über die unerträglichen Anspielungen und, um die Günderode zu demütigen und zu beschämen, geht sie mit dem Dolch auf sie los. „Siehst Du, wie Du Dich fürchtest?" Die Günderode flieht in das Schlafzimmer, Bettina mit dem Dolch hinterher, und als die Günderode hinter einen ledernen Sessel flüchtet, sticht Bettina in das Leder, daß das Roßhaar hervorquillt und eine Staubwolke aufsteigt. „Komm vor mein Fenster und pfeif um Mitternacht, und ich geh' ohne Vorbereitung mit Dir um die Welt. Und was ich für mich nicht wagte, das wag' ich für Dich; — ... wie kannst Du solche Treue verraten; und versprich mir, daß Du nicht Deine

Bettina von Arnim.
Nach einem Kupferstich von L. Grimm vom Jahre 1809.

zaghafte Natur hinter so grausenhafte, prahlerische Ideen verschanzen willst." Da senkt die Günderode blaß und beschämt den Kopf und sieht zur Seite. Das Verhältnis scheint sich hier gänzlich umgewandelt zu haben, die kleine, anschmiegsame Bettina, die zu der größeren Freundin aufsieht, der das Priesterliche und Hoheitsvolle in deren Natur Vorbild der eigenen Seele war, wird hier zur Schützerin. So seltsam und widerspruchsvoll sind diese Frauen. Die Günderode, die hier schwächlich und ängstlich erscheint, die vor einigen Tropfen Blutes am Finger der Freundin bebt, gibt bald darauf Beweise höchster Willensstärke. Die Nerven mochten lebhaften Vorstellungen unterlegen sein, ein heldischer Mut aber überwindet alle Bangigkeit und Schwachheit des Leibes, und mit einem fast unbegreiflichen Opfer krönt sie ihre Freundschaft. Sie reist an den Rhein. Einige Briefe gehen noch hin und her. Bettina verbringt diesen Winter in Marburg bei dem großen Rechtslehrer Savigny, dem Gatten einer ihrer Schwestern. Immer nur in Gedanken beim Schicksal der Freundin, schreibt sie auf dem alten Turm, von dem schon gesprochen wurde, deren Namen in den Schnee und als schützenden Talisman darüber: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Creuzer kommt nach Marburg, zu den Savignys auf Besuch. Er ist häßlich und widerwärtig, und Bettina versteht nicht, wie er eine Frau interessieren kann. Sie zeigt ihm ihre Feind-

schaft auf ganz deutliche Weise. Inzwischen werden die Briefe der Günderode immer seltener, und auf den letzten, den Bettina nach der Neujahrsnacht schreibt, erhält sie gar keine Antwort. Nach zwei Monaten ist Bettina wieder in Frankfurt. Auch die Günderode ist da. Bettina eilt in das Stift, da steht die Freundin und sieht sie kalt an.

„Günderode," ruft Bettina, „darf ich hereinkommen?"

Die Günderode wendet sich schweigend ab.

„Günderode, sag nur ein Wort, und ich lieg' an Deinem Herzen."

„Nein, komme nicht näher, kehre wieder um, wir müssen uns doch trennen."

„Was heißt das?"

„Soviel, daß wir uns ineinander geirrt haben und daß wir nicht zusammen gehören."

— Zuerst verschließt Bettina ihren Schmerz hinter einem trotzigen Gebaren, aber nachts weint sie im Schlaf. Noch einmal versucht sie eine Annäherung. Sie sendet der Günderode die Aufzeichnungen, die sie bei der Frau Rat über Goethe gemacht hat, aber als die Günderode wieder in den Rheingau reist, erhält sie die Papiere zurück. Die Magd, die die Aufzeichnungen überbringt, erzählt, daß der Günderode das Herz heftig geklopft habe, aber auf die Frage, was Bettina bestellt werden solle, habe sie geantwortet: „Nichts." Sechs Wochen später reist Bettina gleichfalls an den Rhein. In

Geisenheim wird übernachtet. Sie sieht aus dem Fenster auf das mondhelle Wasser hinaus. Ihre Schwägerin Toni sitzt bei ihr. Da sagt die Magd, die den Tisch deckt: Gestern hat sich eine junge, schöne Dame, die schon sechs Wochen sich hier aufhielt, bei Winckel umgebracht. — Mit untrüglicher Sicherheit weiß Bettina, daß die Selbstmörderin die Günderode ist. Es gelingt ihrer Umgebung, sie noch für eine Nacht zu beruhigen, aber sonderbare Träume verwirren sie. Am Morgen geht es zu Schiff auf dem Rhein weiter. Ein Bekannter steht am Ufer, der Bauer, der die Tote gefunden hat, neben ihm und berichtet ihm die schauerlichen Einzelheiten, daß man es im Schiff deutlich hören kann. Sie ging am Rhein spazieren, lief dann nach Haus und holte ein Handtuch. In dieses sammelte sie Steine und band es um den Hals, damit es sie in den Rhein niederziehe. Dann stach sie sich mit dem Dolch — ach, Bettina kannte ihn — ins Herz. Aber sie fiel rücklings nieder und wurde unter den Weiden gefunden. Im roten Kleid, mit aufgelöstem Schnürband, die Wunde dicht unter der Brust — genau so wie es Bettina in einem Anfall von Wahnsinn, von verletzter Liebe, von rasender Eifersucht vor kurzem prophezeit hatte.

Und nun erst wird ihr der Sinn des Ganzen klar, der Plan, dessen sich die Günderode bedient hatte, um die Freundin von sich zu entfernen. Es tritt ihr ins Gedächtnis, was die Gün-

derode einſt geantwortet hatte, als ſie ihre Todesphantaſien mit der Frage unterbrach: „Was ſoll ich denn tun, wenn Du tot biſt?“

„O,“ hatte ſie geantwortet: „Dann iſt Dir nichts mehr an mir gelegen, bis dahin ſind wir nicht mehr ſo eng verbunden, ich werd' mich erſt mit Dir entzweien.“

Dieſes Ende ihres Lebens gibt uns vor allem ein Recht, vom Heldentum der Günderode zu ſprechen.

Wanderjahre.

Die Welt.

Bei der Schau über ein Leben, zumal bei der Rückschau über unser eignes, das wir ja am besten zu kennen glauben, bleiben wir oft staunend stehen, wenn wir in einer besonders sinnvollen Verkettung von Umständen, in einem Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen etwas wie eine Logik des Lebens zu erkennen glauben. Die zwingende Kraft des tatsächlich Geschehenen ist so stark, daß es uns erscheinen will, als sei mit einem wählenden Bewußtsein hier unter allen Möglichkeiten diejenige vorgezogen worden, die uns am meisten überrascht und trotzdem am meisten dem verborgenen Rhythmus unseres Lebens entspricht.

Dieses Staunen erwartet uns, wenn wir das Leben Bettinas in diesem Punkte betrachten. Während sie die Günderode verliert, beginnt sie sich einem anderen Gravitationszentrum zu nähern. Ein Erlebnis geht seinem Untergang zu,

ein anderes, noch wundersameres, das größte, das Bettina erleben sollte, taucht über den Horizont ihres Schicksals empor. Wie bei Nebelbildern verschwimmt das Bild der Günderode, und eine kurze Dämmerung mit einem Gewoge von Farben, von Licht und Schatten leitet zum Bilde Goethes. Bettinas Weg zu ihm ging durch das Herz der Mutter. Sie erzählt, daß sie an dem Hause der Frau Rat vorbeiging, die sie bis dahin nicht näher kannte. Schnell entschlossen trat sie bei ihr ein. „Frau Rat," sagte sie, „mir ist eine Freundin in der Stiftsdame Günderode verloren gegangen und die sollen Sie mir ersetzen." So erzählt Bettina, indem sie kunstvoll die Beziehungen verknüpft. Ein anderer Bericht will wissen, daß sie Goethes Mutter ersucht habe, die Freundschaft, die sie Bettinas Mutter bei Lebzeiten erwiesen habe, nun auch der Tochter zukommen zu lassen. Beide Varianten stimmen darin überein, daß sich Bettina in sehr sicherer und bewußter Art mit einem Anspruch auf die Freundschaft der Frau Rat einführte. Goethes Mutter gefielen derlei Geschichten sehr wohl, das frische, lebhafte Wesen Bettinas gewann sich rasch ihr Herz und ganz erschloß sie sich dem jungen Mädchen, als sie dessen tiefes Interesse für den Sohn bemerkte. Zu den Füßen der alten Frau sitzend, nahm Bettina die von mütterlicher Zärtlichkeit und einem ruhigen Stolz auf den Besitz dieses Sohnes umrahmten Erzählungen in sich auf. Sie saß zu Füßen der Frau Rat. Jene abgeschmackte

Szene, die wir in altmodischen Stücken zu sehen bekommen, wo sich die muntere Liebhaberin zu Füßen der Freundin niederläßt, um eine Beichte zu hören oder eine Beichte abzulegen, wird von Bettina wirklich dargestellt. Sie scheint sogar eine besondere Vorliebe für diese Szene gehabt zu haben. Moriz Carrière berichtet, daß sie in einer Abendgesellschaft bei Gneisenau bei ihm niedersaß, den Kopf auf seine Knie legte und so einschlief. Aber niemals ist diese kindliche Schmiegsamkeit so sehr der Ausdruck des wirklichen Verhältnisses, niemals gewinnt das Bild so vollständige Echtheit als hier. Hier ist die Szene von aller Affektation frei. Die Mutter Goethes war der denkbar beste Kamerad für die Jugend. Niemals hat eine alte Frau das Sehnen und unruhige Weben der Jugend besser verstanden. Man mußte sie verehren und konnte ihr zugleich alles anvertrauen. Man mußte zu ihr aufsehen und konnte sich doch zugleich an sie anschmiegen. Für alle Liebe, die Bettina von der Frau Rat zuteil wurde, erwies sie sich dankbar, indem sie ihr genau berichtete, wie sie ihren Sohn angetroffen, was sie bei ihm gesehen, was sie mit ihm gesprochen hatte. Und indem sie alles genau aufbewahrt, was sie von der Mutter gehört, um es nachher dem Sohn wieder zu übergeben, als er es für die Geschichte seiner Kindheit in „Dichtung und Wahrheit" brauchte. Die ungemein anschauliche Phantasie der Frau Rat beeinflußte das Ausdrucksvermögen Bettinas. Ihre Briefe an sie sind knapper, klarer,

bildhafter, anschaulicher als die vorhergehenden Briefe an die Günderode. Wenn Bettina von den Wundern ihrer Einbildung spricht, so sagt die Frau Rat: „Das sind Tapeten der Phantasie, mit denen die Wände der himmlischen Wohnungen verziert sind.“ Im Jahre 1805 begann der Verkehr Bettinas mit der Frau Rat und dauerte bis zu deren Tod im Herbste 1808. Goethe wußte, wie lieb sie seiner Mutter gewesen war, und dankte ihr mit bewegten Worten: „Nimm in diesen wenigen Worten meinen Dank für Deine nie versiegende Liebe, Dein immer lebendiges Andenken an das Gegenwärtige, Deine Treue für das Vergangene.“

Man kann sagen, daß das ganze Leben Bettinas vom Jahre 1805 an in Goethes Sonne stand. Aber die zusammenhängende Darstellung dieses Verhältnisses gehört in das folgende Kapitel. Hier nur noch einiges von dem Wanderleben Bettinas, das nun folgte. Nach dem Tode der Großmutter (1807) wurde sie in das Haus ihres Schwagers Savigny aufgenommen. Zunächst verlebte sie nach dem Tode der Günderode einige Zeit am Rhein. Sie nahm den mächtigen Eindruck des Kölner Domes in sich auf, aber ganz nach ihrer jungenhaften Manier machte sie sich mit ihm vertraut und überwand ihn, indem sie auf den Turm kletterte und sich in einer der gotischen Fensterrosen niederließ. Dann mischt sie sich ins Gewühl der

rheinischen Weinlese, sieht die Feuerzeichen der Freude, hört das Gejauchze der Winzer, nur manchmal von einem trüben Gedanken an die verstorbene Freundin heimgesucht. Aber schon hat sie den schwersten Schmerz überwunden: „Ach, sie hat vielleicht einen besseren Teil ihres geistigen Vermögens auf mich vererbt seit ihrem Tod ... sie, die freundlich Klare hat meinen Geist vielleicht beschenkt.“ Auch hier findet Bettina wieder ihre kleinen Abenteuer, die sie an Goethe berichtet. Und ihre liebenswürdigen Beobachtungen, denen sie immer tiefere Bedeutungen zu geben sucht, drängen sich ihr von allen Seiten auf. Dann führt sie ihr Weg nach einigem Hin und Her nach München. In ihren beweglichen Geist mischen sich die Eindrücke der Reise und gehen neue Verbindungen ein. Zum erstenmal nimmt sie Anteil an der Politik. Durch das Mittel des Gefühls allerdings kommen die Vorgänge der Zeit in ihre Kreise. Der heldenmütige Kampf der Tiroler entflammt sie. „Was doch Amor für tückische Launen hat, daß ich in dieser Reihe von Liebesbriefen auf einmal mich für Mars entzünde,“ schreibt sie an Goethe. „Ach hätt' ich ein Wämslein und Hosen und Hut!“ seufzt sie, dann liefe sie gradewegs zu den braven Tirolern. Sie benimmt sich durchaus revolutionär. Im Traum erscheint ihr Andreas Hofer, mitten unter Leichen auf einem Schlachtfeld; der sagt ruhig und mit gemessenem Wesen: „Die starben alle mit großer Freudig-

keit." Sogar in eine Polizei-Affäre wird sie verwickelt. Der Graf M . . ., bei dessen Familie sie wohnt, wird angegeben, daß er österreichisch gesinnt sei und an seinem Tisch die Gesundheit des Kaisers getrunken habe. Um sich vor den Unannehmlichkeiten der Untersuchung zu retten, bittet er Bettina, alles auf sich zu nehmen und sie willigt mit Vergnügen ein. In einer Gesellschaft wird ihr der Polizeipräsident vorgestellt, der, unter dem Vorwand, ihre Bekanntschaft zu machen, sie auszuforschen beabsichtigt. Aber Bettina kommt ihm zuvor, indem sie selbst von ihrer Liebe für die Tiroler spricht, von ihrer Begeisterung und ihrem Verdruß, daß man zu dem Turm, von dem sie immer mit dem Fernrohr nach den Tirolern ausgeschaut, eine Schildwache hingestellt habe, die sie heute nicht hinaufgelassen. Der Polizeipräsident kann der liebenswürdigen Verschwörerin ebensowenig widerstehen, wie irgendein anderer, und beendet die Angelegenheit mit einem Handkuß und dem Versprechen, die Schildwache wegzunehmen. Der Aufenthalt in München bringt sie in Beziehungen zu einem der besonderen Menschen, die ihr Spürsinn auch in der Nähe der Throne zu finden wußte. Sie wagt es, dem Kronprinzen von Bayern einen Brief zu schreiben, in dem sie ihm das Schicksal der bedrängten Tiroler nahelegt; vorher hatte sie ihn im Englischen Garten gehört, wo er eine Ansprache an seine Truppen hielt, in der er sie zur Tapfer-

keit gegen die Abtrünnigen und Verräter aufforderte. Was gibt ihr den Mut zu einem solchen Schritt? Ein Nichts, eine Kleinigkeit, an der andere achtlos vorübergehen würden, die aber von ihrem Gefühl als Symptom einer tieferen, unter Äußerlichkeiten verborgenen Wahrheit erkannt wird. Der Klavierlehrer des Kronprinzen zeigt ihr ein Sonett, das dieser am selben Tage gedichtet hat. Schon daß er während der Kriegsereignisse sich so weit in sich verlieren kann, wie es das Dichten erfordert, gibt ihr die Gewißheit, daß in ihm „das Naturrecht" vorwalte und daß die bessere Erkenntnis nur durch seine Umgebung unterdrückt wird. Die Phantasie Bettinas beginnt ihr kaleidoskopisches Spiel. Ihr Brief an den Kronprinzen klingt damit aus, daß sie die Hoffnung ausspricht, er möge sich den Beinamen „der Menschliche" erwerben, indem er seinen Leuten Milde und Schonung auftrage. Der Prinz antwortet ihr zunächst nicht, aber nach einiger Zeit sendet er ihr durch seinen Klaviermeister ein zerbrochenes Weinglas und eine Kokarde und läßt ihr sagen: aus dem Glas habe er auf die Gesundheit derjenigen getrunken, denen Bettina ihren Schutz angedeihen lasse, und die Kokarde schicke er als Ehrenpfand, daß er sein Wort halten werde, jede Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu verhüten.

Über Landshut und Salzburg, von dem sie ein reizendes Stimmungsbild entwirft, geht die Reise nach Wien. Sie kann es nicht unterlassen,

Beethoven aufzusuchen. Man warnt sie und sagt ihr, daß er menschenscheu sei. Er versteckt sich abwechselnd in drei Wohnungen: in einer auf dem Lande, einer zweiten in der Stadt und einer dritten auf der Bastei. Trotz aller Verehrung großer Kunst, fehlt Bettina doch das eigentliche Gefühl der Ehrfurcht vor den großen Künstlern. Sie beruft sich vor sich selbst und anderen immer gerne darauf, ein Kind zu sein, und nimmt die Rechte eines Kindes für sich in Anspruch. Als sie niemand bei Beethoven einzuführen wagt, geht sie allein zu ihm und findet ihn in seiner Wohnung auf der Bastei, im dritten Stock, eben mit seiner Komposition zu Goethes „Kennst du das Land" beschäftigt. Beethoven nimmt sie freundlich auf und begleitet sie nach Beendigung des Besuches nach Haus, wo er ganz unbefangen in eine große Gesellschaft eintritt. Von da an sehen sich die beiden häufig, in dem Verkehr mit Bettina geht Beethoven ganz aus sich heraus, und endlich erliegt auch er ihrer gefährlichen Anmut. Er spricht über sein Verhältnis zu Goethe. „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich." Und er wünscht, mit Goethe über diese Dinge zu sprechen. Es zieht ihn mächtig zu einer Berührung mit Goethe hin. „Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er solle meine Symphonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige un-

verkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist," und dann nicht mit der geheuchelten, sondern mit der wahren Bescheidenheit des großen Künstlers: „Schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich nichts, und will mich auch gern belehren lassen von ihm." — Man weiß, daß Bettina wirklich Beethovens Wunsch erfüllt und das Zusammentreffen mit Goethe vermittelt hat.

Bettina selbst kam auf der Rückreise in Teplitz mit Goethe zusammen. Über Berlin ging sie in die Heimat zurück. Aber Berlin gefiel ihr nicht: „Hier sind keine Höhen, von denen man in die Ferne schauen könnte." Mehr weiß sie von der Stadt, in der sie einen so großen Teil ihres Lebens zubringen und dessen letzte dramatische Steigerung mitmachen sollte, für diesmal nicht zu sagen.

Goethe.

Der Geliebte.

Als Bettina im Laufe ihres späteren Briefwechsels mit dem König Friedrich Wilhelm IV. einen Vorwurf über ihre übertriebene Goetheverehrung hören mußte, antwortete sie damit, daß sie dem König erzählt, in welcher Weise Goethe zuerst in ihr Leben eintrat. Und wieder findet sich die auffallende Erscheinung, daß die Bewunderung Bettinas nicht der Ehrfurcht vor dem überragenden Intellekt entspringt, sondern immer auf Gefühlserregungen zurückführt, auf eine durch irgendeine wirkliche oder scheinbare Bedrängnis des Bewunderten geweckte Anteilnahme. „Meine Liebe zu Goethe war nicht, weil ich mir ihn als großen Mann dachte, sie entsprang daher, weil er vor mir verleumdet ward." Damals war Bettina dreizehn Jahre alt. Man sprach von Goethe, er sei ganz schlecht, glaube weder an Gott noch Teufel, könne weder für einen Christen gehalten werden, noch verdiene

er überhaupt ein christliches Begräbnis. Bettina mußte das alles anhören, ohne widersprechen zu dürfen. Die Beschuldigung, daß Goethe nicht an den Teufel glaube, machte ihr freilich wenig Eindruck. „Als man aber weiter erzählte, er habe ein böses Herz, er sei ganz häßlich geworden und habe ein gemeines Aussehen, der Adel seiner Gestalt sei verloren gegangen, da sagte ich zu mir selber: es ist nicht wahr, was die dort sagen! — Von der Zeit an war er der Gegenstand meiner heimlichen Betrachtungen."

Nach Bettinas Angaben fiele diese erste Berührung mit der Flammensphäre Goethes in das Jahr 1798. Ungefähr zehn Jahre später sollte sie ihm selbst gegenüberstehen und die gewaltigste Erschütterung ihres Lebens mitmachen. Die Zwischenzeit war — vom Endpunkte ihres Daseins aus gesehen — nichts als eine Vorbereitungszeit auf ihn. Alle ihre Erlebnisse, die Eindrücke, die sie aufnimmt, die Vervielfältigung ihres Ich, die sie erwirbt, scheinen nur seinetwegen da zu sein. Es gibt in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Winkel, der von seinen Strahlen unerhellt wäre; er bleibt ihr das leitende Gestirn, seine Schönheit spannt sich gleich einem Regenbogen von einem zum anderen Ende ihres Daseins. Er wird zum magnetischen Pol, dem alle ihre Kräfte in schönen und geheimnisvoll geschwungenen Linien zustreben. Keine Handlung Bettinas gibt es, die nicht in irgendeiner Weise auf Goethe rückbezogen werden könnte. Wenn

auch die engen Beziehungen zu ihm nur vom Jahre 1807 bis zum Jahre 1811 dauerten, so sammelte sich in dieser Zeit doch eine solche Menge lebendiger Kraft an, daß sie bis zum Tode der Greisin (1859) ausreichte. Durch ihre Mutter knüpfte sich für Bettina das geheime Spiel persönlicher Wirkungen an Goethe. Wie jedes Frankfurter Haus, in dem man für Geistiges Sinn hatte, war auch ihr Vaterhaus von seinem Hauch berührt. Wie alle Romantiker verehrte auch Clemens Brentano den Großen von Weimar und mag der Schwester zum tieferen Verständnis seiner Werke verholfen haben. Nun lernte Bettina die Mutter Goethes kennen und wurde durch sie zu seinem Dienste geweiht. In einer Umgebung, von der jedes Stück mit Goethes Atem einst überhaucht worden war, zu Füßen der Frau, die ihn geboren hatte, trank ihn Bettina in sich, zog sie seine Ausstrahlungen mit der Luft ein und wurde ganz von ihm erfüllt.

Und dann sah sie ihn selbst. Auf einer Reise über Magdeburg und Berlin, die sie mit der Schwester und dem Schwager unternommen hatte, erbettelte sie einen Umweg über Weimar. Von Unruhe und Aufregung außer sich, vergleicht sie sich einem Blitzableiter, in den alle Gewitter einschlagen. Endlich, um zwölf Uhr kommen sie in Weimar an. Schwester und Schwager essen zu Mittag und legen sich dann aufs Sofa um auszuruhen. Aber Bettina wird von der Erwartung aufrecht erhalten, trotzdem sie schon

drei Nächte durchwacht hat. Der Skeptiker Savigny will sie mit einigen suffisanten Bemerkungen dazu bewegen, sich gleichfalls hinzulegen. Aber Bettina steht, nachdem sie sich umgekleidet hat, am Fenster und sieht nach der Turmuhr. Es schlägt halb drei Uhr. Aus den Bemerkungen Savignys sind ihr einige Zweifel aufgestiegen. Goethe würde sich gerade viel daraus machen, sie zu sehen. Die Leute nennen ihn stolz und unnahbar. Das Herz klopft Bettina so heftig, daß sie beide Hände darauf preßt. Es schlägt drei Uhr. Da läuft sie hinunter, als hätte es sie gerufen, und läßt sich durch den dicken Schokoladenbrei auf den Straßen Weimars zu Wieland tragen. Wieland, den sie noch niemals gesehen hat, gewinnt sie durch ihre liebenswürdig muntere Art und dadurch, daß sie ihn an ihre Großmutter erinnert. Von ihm bekommt sie ein Billett für Goethe mit, einen Talisman, der ihr Mut geben soll und in dem sie ihm als Tochter der Maximiliane und als Enkelin der Sophie Laroche vorgestellt wird. Und nun wagt sie es, die einfache Treppe in Goethes Haus hinauf zu steigen, an den Gipsstatuen in den Mauerischen vorbei, die ihr Stille zu gebieten scheinen. „Alles ist freundlich und doch feierlich! In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte dich nicht, sagten mir die bescheidenen Wände, er wird kommen und wird sein, und nicht *mehr* sein wollen wie du —" Aber da geht die Tür auf, und Goethe steht da, mit ernstem

und unverwandtem Blick. Und das unvernünftige, übermüdete Kind streckt die Arme aus und droht schwankend hinzufallen. Goethe aber fängt sie auf: „Armes Kind, hab' ich Sie erschreckt," sind seine ersten Worte. Er führt sie in sein Zimmer und weist ihr einen Platz auf dem Sofa an. Beide bleiben eine Zeitlang stumm. Endlich sagt Goethe: „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie."

„Ach!" sagt Bettina, „ich lese die Zeitung nicht."

„So! — Ich habe geglaubt, alles interessiere Sie, was in Weimar vorgehe."

„Nein, nichts interessiert mich, als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern."

„Sie sind ein freundliches Kind."

Lange Pause. Bettina, die niemals lang still sitzen kann, wird immer verlegener und ängstlicher. Endlich springt sie auf: „Hier auf dem Sofa kann ich nicht bleiben."

„Nun," sagt Goethe, „machen Sie sich's bequem."

Da fliegt Bettina an seinen Hals, er zieht sie aufs Knie und schließt sie ans Herz. Und Bettina — schläft ein. Nach ihren Berichten konnte sich Goethe in heimlichen Aufmerksamkeiten gegen sie nicht genug tun. Eine Reihe seiner Huldigungen, wie sie nur

ein Dichter aussinnen konnte, will sie von ihm erfahren haben. Er brach ein junges Blatt von den Weinreben, die an seinem Fenster hinaufrankten und legte es an die Wange Bettinas, indem er sagte: „Das Blatt und Deine Wange sind beide wollig," und er liebkoste sie mit dem Blatt und zog ihre Haare durch seine Finger. Und in einer Gesellschaft bei Wieland, wo beide anwesend waren, schenkte er Bettina einen Veilchenstrauß. Als sie aber in einer Aufwallung von Eifersucht wissen wollte, ob er die Veilchen von einer Frau erhalten habe, sagte er: „Kannst Du nicht zufrieden sein, daß ich sie Dir gebe?" Da nahm Bettina seine Hand und zog sie heimlich an ihr Herz, er aber trank aus seinem Glas und stellte es vor sie hin, damit sie verlockt werde, auch daraus zu trinken und seine Hand loslasse. Bettina aber begegnet der kleinen List mit einer andern, indem sie, ohne Goethes Hand loszulassen, das Glas mit der linken Hand ergreift und daraus trinkt, so daß Goethe ihr sagt: „Hast Du solche List, so wirst Du wohl auch mich zu fesseln wissen mein Leben lang . . ." Der kleine Veilchenstrauß ist Bettina ein teures Gut. Sie legt ihn in eine Schachtel, in eine rotsamtene Tasche unter eine ganze Menge von falschen Locken und Kämmen und anderen weiblichen Gebrauchsgegenständen. Am Ufer des Mains stößt den Heimreisenden ein kleiner Unfall zu, wie er in jener Zeit zu den Selbstverständlichkeiten jeder größeren Fahrt ge-

hörte. Der Wagen fällt um, aber ganz sanft, so daß niemand beschädigt wird. Nur eine Kammerjungfer legt sich ein wenig in Ohnmacht, und zwei Schachteln schwimmen lustig im Mondschein den Main hinab. Da springt Bettina in das seichte Wasser und watet hinterdrein, die Leute am Ufer rufen und schreien, aber sie läßt sich nicht aufhalten und strebt der Schachtel nach, in der das teuere Andenken aufbewahrt ist. Endlich hält ein Kahn die Schachteln auf, und triumphierend kehrt sie mit dem wieder erworbenen Gut ans Ufer zurück. Alle diese kleinen Züge gehören immerhin noch zu dem Bereich des Möglichen, aber ganz unwahrscheinlich klingt der Bericht Bettinas von einem nächtlichen Besuch Goethes in dem Hotel, wo sie mit ihren Verwandten abgestiegen war. Alles schlief schon fest, die Lampen waren verlöscht und das Tor des Hotels war verschlossen, als Goethe sich durch hartnäckiges Klingeln doch noch den Eingang erzwang. Bettina lag auf dem Sofa und sah dem seltsamen, unruhig über die Decke zitternden Schein der Nachtlampe zu. Da raschelte es an der Tür, und dann trat Goethe herein, ganz in seinen Mantel gehüllt und sah sich nach Bettina um; sie lag in der Ecke ihres Sofas und schwieg, ganz außer sich vor Entzücken und Seligkeit. Als sie aber sein Gesicht sah und die Frage hörte: „Nun, wo bist Du denn?“ da schrie sie leise auf „und da hat er mich auch gleich gefunden“. Hier bricht die

Erzählung ab, und es ist, als ob Bettina wünsche, unsere Phantasie möge sich in unverantwortlichen Bildern den Fortgang der Szene ausmalen. Sie spielt hier mit gefährlichen Vorstellungen, und fast möchte man glauben, daß sich ein unkeuscher und unreiner Geist — das einzige Mal in allen ihren Büchern! — ihrer bemächtigt habe, wenn man bei genauer Betrachtung dieser Schilderung nicht auf eine Bemerkung aufmerksam würde, die sie zur Vorsicht vorher eingeschoben hat: daß die Schwester nebenan in dem nur durch Vorhänge von dem Zimmer getrennten Alkoven schlief.

In ihren Briefen kommt sie immer wieder auf die köstlichen kleinen Abenteuer zurück, sie wird nicht müde, sich selbst und Goethe an die harmlosen Intimitäten ihres Verkehrs zu erinnern. Sie sieht noch jeden Baum des Parkes vor sich, in dem sie mit Goethe spazieren ging, die runde, grüne, lustig sprudelnde Quelle, an der sie standen. Bul, bul, machte die Quelle. Und Goethe, der damals im Vorstellungskreis des „West-östlichen Divans" daheim war, sagte, sie rufe die Nachtigall („Bülbül"). Dann war eine Laube da, mit einer steinernen Bank, wo eine Kugel an der Wand lag, und Goethe sagte scherzend, die Kugel sei eine Sonnenuhr und Bettina möge wegrücken, damit ihr Schatten nicht auf die Kugel falle. Verwirrt und ganz dumm vor Glück glaubte Bettina einen Augenblick, die Sonnenuhr könne wirklich aus dem Gang kommen, wenn die Sonne

nicht auf sie scheine. Dann aber kam der Herzog den Parkweg entlang, und Bettina wollte sich unter dem Überrock Goethes verstecken, den er über sie warf. Durch den Ärmel sah sie gerade den Herzog, der an der Laube stehen blieb und mit Goethe sprach. Vor Herzklopfen konnte sie kein Wort verstehen. Sie sah nur, daß Goethe mit der Hand winkte und daß der Herzog lachend ein paar kleine Steinchen nach ihr warf. Als er weiter gegangen war, nahmen die beiden ihr Geplauder wieder auf. Goethe verglich Bettina mit der klugen Griechin, die den Sokrates über die Liebe belehrte, und sagte: „Kein gescheites Wort bringst Du vor, aber deine Narrheit belehrt besser, wie ihre Weisheit." Beide waren tief bewegt, und auf die Bitte Goethes: „Lieb mich immer" antwortete Bettina: „Ja!"

Nach einer Weile nahm Goethe ein Spinnennetz vom Gitter der Laube und sagte, indem er es Bettina über das Gesicht legte: „Bleib verschleiert vor jedermann und zeige niemand, was Du mir bist." — „Ach! Goethe," fährt Bettina fort, „ich hab' Dir keinen Eid der Treue getan mit den Lippen, die da zuckten vor heftiger Bewegung und keine Worte kannten; ich erinnere mich gar nicht, daß ich mit Selbstbewußtsein Dir die Treue zugesagt hätte, es ist alles mächtiger in mir wie ich, ich kann nicht regieren, ich kann nicht wollen, ich muß alles geschehen lassen. Zwei einzige Stunden waren so voll Ewigkeit; einen einzigen Frühling verlangte ich damals, und

jetzt meine ich kaum, daß ich diesen bewältigen könne mein ganzes Leben lang, und mir klopft das Herz jetzt ebenso vor Unruh, wenn ich mich in die Mitte jenes Frühlings denke."

Die Briefe Bettinas an Goethe gehen bis zum Jahre 1811 eifrig weiter. Noch einige Male treffen sich die Bahnen der beiden in Knotenpunkten, noch einige Male kommt es zu persönlichem Beisammensein. Auf welche dieser Bewegungen sich die nachstehenden Erinnerungen Bettinas beziehen, ist nicht genau festzustellen.

Sie sitzt mit Goethe im Theater, im Dunkel seiner Loge verborgen, durch einen großen, grauen Regenmantel vor den Augen der Menge versteckt, und Goethe nennt sie Mäuschen, weil sie so heimlich und scheu aus den Falten hervorlugt.

Dann in der Abenddämmerung an Goethes Fenster. Goethe saß und Bettina stand vor ihm, sie plauderten, und er zog ihre aufgelösten Haare durch seine Finger, und da fragte er, ob sie künftig seiner gedenken werde beim Licht der Sterne. Bettina versprach es ihm: „Und jetzt haben wir Mitte Oktober und schon oft hab' ich nach den Sternen gesehen und habe Deiner gedacht, und es überläuft mich kalter Schauer, und Du, der meinen Blick dahin gebannt hat, denke doch, wie oft ich hinaufblicken werde; so schreib es denn täglich neu in die Sterne, daß Du mich liebst, damit ich nicht verzweifeln muß, sondern daß mir Trost

von den Sternen niederleuchtet, jetzt, wo wir nicht beieinander sind."

Und noch ein Andante aus der Dämmerung. Bettina war zur Dämmerzeit zu Goethe bestellt. Sie ging um sein Haus herum und wartete auf die Dämmerung und wenn sie an seine Tür kam und eintreten wollte, da wurde sie bedenklich: ob es wohl schon dunkel genug ist, ob er dies schon für Dämmerung hält? Und so ging sie immer noch einmal um das Haus, bis es so spät war, daß sie von Goethe Vorwürfe hören mußte: er habe schon so lange auf sie gewartet. Da ließ er dann ein weißes wollenes Gewand bringen und zog die Tagkleider aus. Bettina mußte auf dem Schemel vor ihm niederknien, und er begann nach ihren Erlebnissen zu fragen — es war wie eine erlösende Beichte.

Und ein Nocturno in Goethes Garten. In dem kleinen Gartenhaus ist ein Bett für Bettina zurechtgemacht, sie soll die Nacht dort zubringen, und niemand weiß davon, als Goethe. Bettina geht noch spät im Garten umher und sieht das Licht in ihrer geheimen Schlafkammer. Da erzwingt sie kraft ihrer Einbildung die Vorstellung, Goethe sei dort in dem Gartenhaus und erwarte sie. Sie selbst hat das Licht angezündet und dennoch glaubt sie daran, Goethe dort zu finden; nur zaghaft öffnet sie die Tür: getrocknete Pflanzen auf dem Tisch, ringsum an den Wänden Steine und

Muscheln und Schmetterlinge. Licht und Schatten kämpfen um den Raum. Sie bleibt erregt unter der Tür stehen und holt tief Atem. Und in dieser Nacht gewinnt das hohe Lied ihrer Liebe Worte:

„Ich glaub' an Deine Gegenwart in diesem einsamen Gemach, ich glaub', daß Du mich hörst, mich empfindest: ich spreche mit Dir. Du fragst, ich antworte Dir."

„Du bist mir Element und ich kann die Flügel regen in Dir, und das ist das einzige Erkennen, das einzige Empfinden, das einzige Haben."

„Und Du magst Dich tausendfach aus Dir heraussehnen, nie wirst Du Dich selbst finden, als indem Du Dich in einen andern ergießest; nie wirst Du im andern sein, als wenn er in Dir ist." —

Dieser unio mystica mit Goethe strebt Bettina mit einer Leidenschaft ohnegleichen zu. Sie ist ungemein ehrgeizig, und nur die geistige Vereinigung mit dem größten Mann ihrer Zeit vermag sie zu befriedigen. Sowohl ihr Intellekt als ihr Gefühl sind ehrgeizig. Sie schiebt das Gefühl vor und möchte den Wunsch ihres Intellekts gerne verleugnen. Aber in der Familie Bettinas sind die literarischen Einflüsse allzu stark, als daß dabei nicht auch ein wenig literarische Ambitionen im Spiele gewesen sein sollten. Allzu sehr betont Bettina immer wieder das Kindliche in ihrer Natur. Man merkt die

Absicht allzudeutlich. Sie ist als romantisch empfindendes Weib dem geordneten Denken fremd und feind, sie haßt die kalten Ketten der Logik allzusehr, sie umgibt sich allzuoft mit der Sphäre göttlicher Exaltation, als daß sie zugeben könnte, Urteile über Goethes Bedeutung als Dichter seien in ihre Empfindungen verwoben. Mit einer gewissen Kaltblütigkeit spricht sie selbst von manchen Werken Goethes. Dadurch will sie uns sagen, daß nicht so sehr die von der Welt gepriesene Größe dieses Mannes sie anziehe, als vielmehr das von keinem andern, als von ihr erkannte innerste Wesen. Vor allen andern möchte sie den Vorzug der einzigen wirklichen Vertrauten haben. Sie bewacht eifersüchtig seine Neigungen und ruft durch ihre habsüchtige und manchmal ungezogene Art sehr bald bei Goethes Frau eine Mißstimmung gegen sich hervor. Und wie es bei eifersüchtigen Frauen zu gehen pflegt: was sie für sich selbst in Anspruch nimmt, will sie andern nicht gestatten. Eine ganz besondere Abneigung äußert sie gegen Madame Staël, als diese bei einer Mainzer Abendgesellschaft zu sagen wagt: sie habe in Goethe einen zweiten Werther zu finden erwartet, allein sie habe sich geirrt, sowohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauere sehr, daß er ihn ganz verfehle. Da wird Bettina sehr zornig und wendet sich an Schlegel: „Wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helden aus dem Ärmel schütteln

kann, die den Franzosen so imponieren, wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz andrer Held ist." Die Staël wirft ein Lorbeerblatt, mit dem sie gespielt hat, auf die Erde, wütend tritt Bettina darauf und stößt es mit dem Fuß fort. Während der Tafel sitzt sie neben der Französin, und die Herren stehen um den Tisch herum, und beugen sich im Gespräch mit der Staël über Bettina vor, um dem berühmten Gast ins Gesicht zu sehen, so daß sie ganz aufgebracht zu der Gefeierten sagt: „Vos adorateurs me suffoquent!" Als aber die Staël erwähnt, Goethe habe mit ihr von Bettina gesprochen, da wird sie neugierig und möchte gerne wissen, was er gesagt habe. Und doch verdrießt es sie wieder, daß er es getan haben soll, denn es wäre ihr lieber, er spräche mit niemand von ihr. Deutlich wird ihre Gereiztheit in einer Beschreibung, die sie Goethe von dem Aufzug der Staël bei einer anderen Gesellschaft in Frankfurt gibt. Da ist alles wie zum Empfang einer Fürstin bereitet und alles ist gespannt, wie vor einem großen Erlebnis. Dann kommt der Gast, von Benjamin Constant geleitet, durch die ganze Reihe der erleuchteten Zimmer. Sie ist als Corinna gekleidet, trägt einen Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein ebensolches Gewand mit einer Tunika in Orange, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hat, ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzen, ihre Lippen sind von

einem mystischen Rot bedeckt. (Lauter Hiebe, die ihr Bettina mit sicherer Hand versetzt.) Die Handschuhe sind herabgestreift und bedecken nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hält. (Ein Dolchstich.) Das Zimmer, in dem sie erwartet wird, liegt um vier Stufen tiefer, und sie muß deshalb vier Treppen herabsteigen, wobei sie „unglücklicherweise" (!) das Gewand anstatt hinten vorne in die Höhe nimmt. „Dies gab der Feierlichkeit des Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz in orientalischem Ton überschwankende Gestalt auf die steifen Damen der tugendverschworenen Frankfurter Gesellschaft losrückte." — Gegen Goethes Mutter spricht Bettina ihre Abneigung noch offener aus: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was Kurioses, keine andre kann sich mit ihr messen, sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein kitzelt auf der Zung', und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau, aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Säemann in die gelockerte Erd', die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder, und trägt goldene Ähren, da gibt's zuletzt noch ein lustig' Erntefest; ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als

eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre."

In ihre Liebe und Zärtlichkeit eingehüllt, soll Goethe ihr ausschließlich angehören. Die endlosen Briefe haben nicht nur den Zweck sich selbst mitzuteilen, sondern auch den, den Empfänger zu beschäftigen und zu fesseln. Eine Art von fernwirkender Hypnose ist beabsichtigt Diese Briefe sind wie Nebel, aus dem bannende Augen schauen. Manchmal fügt Bettina ihren Schreiben auch kleine Geschenke bei: Frauenarbeiten, Musikstücke und einmal eine Kopie des schönen Selbstporträts von Albrecht Dürer aus der Münchener Pinakothek, die sie für sich anfertigen ließ. Die wundersame Beherrschung, der Adel des Ausdrucks in diesem schönen Kopf hat sie so sehr an Goethe erinnert, daß ihr dieses Bild einen ganzen Winter lang Freund und Geliebter war. Mit den Briefen, die sie von Goethe erhält, treibt sie einen ganz absonderlichen Götzendienst, der ein wenig an die Zaubereien der Naturvölker gemahnt. Sie trägt sie in einem seidenen Tuch, das mit bunten Blumen und goldenem Zierat bestickt ist, bei sich. Und im Rheingau findet sie ihnen ein Versteck in der Kapelle auf dem Rochusberge. Unter dem Beichtstuhl gräbt sie eine kleine Höhle und mauert sie inwendig mit Muscheln vom Rhein und schönen, bunten Kieseln aus. Dahinein kommen die teueren Briefe und eine

Distel wird vor die Stelle gepflanzt. So tun Negerfrauen, um sich die Neigung des Geliebten zu erhalten; in ähnlichen Formen äußern sich die sympathischen Kuren, deren Kenntnis in den geheimen Winkeln der Kultur noch immer lebendig ist. Friedrich Wilhelm IV. hat einmal in einer zornigen Aufwallung an Bettina von ihrer „Goetholatrie" geschrieben. Und Bettina ist wirklich manchmal drauf und dran, Goethe nach ihren Wünschen umzuschaffen. Er ist ihr Gott, aber er muß es sich gefallen lassen, nach ihren Bedürfnissen verwandelt zu werden. Sie möchte selbstherrlich über ihn verfügen. Das Nocturno in Goethes Garten spricht deutlich davon und von dem ungeheuren Willen ihrer Einbildung. Diese Szene gibt den Schlüssel zu dem ganzen Verhältnis Bettinas zu Goethe: Er ist nicht da, aber Bettina will daran glauben, daß er sie bei dem Lichte erwarte, das sie selbst angezündet hat.

Trotz aller dieser Zutaten ihrer schweifenden und ausschweifenden Phantasie ist das Gefühl Bettinas für Goethe im Kern echt. Er hat ihr niemals wie die Günderode oder andere Schützlinge Gelegenheit gegeben, sich im Augenblick einer Verzagtheit helfend über ihn zu erheben. Er hat sie niemals gebraucht. Er hat sich stets nur Gefälligkeiten erweisen lassen. Aber schon das macht Bettina glücklich. Mit welchem Eifer geht sie daran, ihm die Jugenderinnerungen zuzutragen, die sie von seiner Mutter übernommen hat!

Um das Verhältnis Bettinas zu Goethe in allen Widersprüchen und Sonderbarkeiten vollkommen zu übersehen, muß man sich vor Augen halten, daß sie zur Zeit des ersten Zusammentreffens mit ihm zweiundzwanzig Jahre und Goethe achtundfünfzig Jahre alt war. Und doch kann von einer Liebe Bettinas gesprochen werden. Freilich von einer seltsamen Liebe, wie sie wohl kaum ein zweitesmal vorkommen dürfte. Wenn man von Goethe nichts anderes wüßte, als was aus den Briefen Bettinas zu lesen ist, so wäre es unmöglich, einen richtigen Schluß auf sein Alter zu ziehen. Man würde es um mindestens drei Dezennien zu gering einschätzen. Goethe wird von allen Bedingungen des Raumes und der Zeit losgelöst, er wird in ein ätherisches Jenseits entrückt, wird reine Kraft. Wir haben das vollkommenste Beispiel der Vergöttlichung eines Religionsstifters vor uns. Wie der Große im Gedächtnis seiner Jünger durch die Entfernung immer wuchs, so ist es mit den Gedanken an Goethe, die bei Bettina immer glänzender und wunderbarer werden, je mehr sie sich mit ihm beschäftigt. Sie läßt ihn in einem Himmel thronen, der ganz von heiteren Strahlen erfüllt ist. Moritz Carrière nennt die Liebe Bettinas zu Goethe „das Geist und Herz durchdringende Wohlgefallen am Schönen, das den irdischen Besitz des Geliebten nicht begehrt, aber in seine Seele will aufgenommen sein“. Und der Philosoph Weiße sieht als Grundelement des Verkehrs

mit Goethe „Poesie, die zur reinsten Harmonie der Schönheit verklärte Phantasie," ... „was sie auch tue und rede, sie darf gewiß sein, daß die Umgebenden in ihren Reden und Taten nicht den natürlichen Menschen mit seinen irdischen Bedürfnissen vernehmen werden, sondern den Genius, der in irdische Worte und Handlungen Gefühle und Gedanken der Unsterblichkeit kleidet." Manchmal freilich gerät diese Phantasie in allzuferne Regionen, wo die Luft zu dünn und die Hitze zu groß wird. Ängstlich vernimmt man das immer raschere Schwirren ihrer Flügel. Aus dem „Wohlgefallen am Schönen" wird eine geistige Art von Wollust, eine Überschwenglichkeit, die jenseits aller Grenzen tobt. Bettinas Freund, der Fürst Pückler-Muskau, hat für diese Neigung zu Exzessen ein wenig höfliches, aber sehr bezeichnendes Wort geprägt — „Gehirnsinnlichkeit".

Goethe stand diesen Ausbrüchen, dieser manchmal an Hysterie streifenden Genialität oft genug fassungslos gegenüber. Seine ersten Zeilen zeigen — sofern sie wirklich echt sind — eine herzliche Freude an dem lebhaften, zutraulichen Wesen Bettinas. Einem Brief an seine Mutter legt er ein Blättchen für Bettina bei: „Solcher Früchte, reif und süß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den schönsten zu zählen berechtigt sein dürfte." Aber bald mag er vor dem Überschwang an Gefühl erschrocken sein, und in seinen Briefen zeigt sich eine ganz andere

Art von Zuneigung, als sie uns Bettina durch die Schilderung ihrer Szenen mit ihm gerne glauben machen möchte. Sie sind fast durchaus auf Besonnenheit gestimmt, auf eine väterliche Freundschaft, auf eine sanfte Duldung ihrer tollen Verehrung. Das ist trotz der Redaktion, die ihnen Bettina zukommen ließ, deutlich zu sehen. „Der Dichter ist manchmal so glücklich, das Ungereimte zu reimen, und so wär' es Ihnen zu gestatten, liebes Kind, daß Sie ohne Rückhalt alles, was Sie der Art mitzuteilen haben, ihm zukommen ließen." Und selbst später, als auch er sich des vertraulichen Du bedient: . . . „Schließlich sage ich Dir noch einmal den innigsten Dank für Deine Mitteilungen und Deine Art mir wohlzutun, da Dir alles so schön gelingt, da Dir alles zu belehrendem, freudigem Genuß wird; welche Wünsche könnten da noch hinzugefügt werden, als daß es ewig so fortwähren möge; ewig auch in Beziehung auf mich, der den Vorteil nicht verkennt, zu Deinen Freunden gezählt zu werden. Bleibe mir daher, was Du mit so großer Treue warst, so oft Du auch den Platz wechseltest und sich die Gegenstände um Dich her veränderten und verschönerten." Mit feinem Takt betont Goethe immer den Abstand, den sie in der Kühnheit ihrer Impulse nicht sehen will. Bettina war dem Dichter lieb, doch er hielt sie von sich fern, weil er durch ihr rasches, des Gleichgewichts entbehrendes Wesen Störungen befürchten mußte.

Ich habe von der romantischen Richtung als von einer vorzüglich musikalischen gesprochen. Nun ergibt sich von diesem Standpunkt aus ein neuer Vergleich, der das Verhältnis zu Goethe in manchem Belang ins klare setzen wird. Wenn die Beziehungen zur Musik auch auf die sogenannte „klassische" Dichtung angewendet werden, so mag man diese am ehesten dem Rhythmus parallel finden. Die als „klassisch" bezeichnete Dichtung ist im wesentlichen konstruktiv, aufbauend, architektonisch, taktfest. Sie zählt und mißt nach einem eingeborenen rhythmischen Gefühl. In Goethes Dichtungen schwingt immer das geheime Metronom. Der musikalische Grundzug der Romantik aber ist die Melodie, die Farbe der Musik. Wie der Rhythmus zur Melodie, so verhält sich Goethe zur Bettina. Sie ist durchaus unrhythmisch, aber sie ist melodisch. Ihre Art ist das melodische Gezwitscher. Manchmal kommt auch ein ernsterer Ton, aber immer vogelartig, aus großen Höhen. Sie spricht nicht über die Dinge, sondern über den Dingen.

Wie Goethe seine Eindrücke von Bettina dichterisch zusammenfaßte, können wir in den „Wahlverwandtschaften" lesen. Mit gutem Grunde hat man in der Luciane des Romans als Urbild Bettina zu erkennen geglaubt. Charlottens Tochter bricht wie der Sturm über das Schloß herein. Sie kann nicht rasten und dabei kennt sie keine Rücksicht, weder auf sich, noch auf ihre Umgebung. „Wetter und Wind, Regen

und Sturm kamen nicht in Anschlag; es war, als wenn man nur lebte, um naß zu werden und sich wieder zu trocknen." Wie ein „brennender Kometenkern, der einen langen Schweif nach sich zieht", fegt sie durch das Schloß und die Umgebung, immer dazu bereit, durch ihre „reizenden Zudringlichkeiten" alles in Unruhe zu versetzen. Sie versteht es, sich alle zu Freunden zu machen, indem sie kleinen Eitelkeiten schmeichelt. Es scheint ihr Plan zu sein, „Männer, die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes vor sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zuschanden zu machen und ihrem wilden, wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben." Die Freude an der Verkleidung, am Kostüm, die bei Bettina auffällt, findet sich auch bei Luciane. Sie hängt mit dem Wunsch zusammen, sich zu vervielfältigen, das Ich in tausend Erscheinungen zu zerlegen, sich auf hundert Arten von der Wirklichkeit und der Gegenwart zu entfernen — einem Grundzug sowohl im Wesen Bettinas, als in dem der Romantik. Luciane kommt als Bäuerin und Fischerin, als Fee und Blumenmädchen, ja sogar als alte Frau, „um desto frischer ihr junges Gesicht aus der Kutte hervorzuzeigen". Sie mimt einmal Artemisia, die Königin von Karien, zwingt einen jungen Architekten, der sich in der Gesellschaft befindet, sich aus dem Stegreif an ihrer Komödie zu beteiligen und ihr das Grabdenkmal des

Mausolus zu zeichnen. Kaum hat sie den Wunsch geäußert, eine Sammlung von Kunstblättern zu betrachten, als sie sich schon mit einem Windspiel herumjagt, um plötzlich zu erklären, daß sie unglücklich sei, weil sie ihren Affen nicht mitgenommen habe. Sie läßt sich trösten, indem sie einen Foliobanb mit Affenbildern aus der Bibliothek betrachtet, und es macht ihr ein tolles Vergnügen, bei jedem Bild Ähnlichkeiten mit bekannten Menschen herauszufinden. Und niemand nimmt ihr das übel. „Man war so gewohnt, ihrer Anmut vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart alles erlaubte." Am Ende einer fast schon karikaturistisch werdenden Schilderung ihrer Persönlichkeit findet Goethe in diesem Satz die abschließende Formel, und sie paßt Wort für Wort auf Bettina. Aber Goethe ist als Künstler zu gewissenhaft, um ein Charakterbild unvollendet zu lassen. Noch gehören zu seiner Luciane einige Züge, die in der Jugendzeit Bettinas wohl auch schon vorhanden sind, aber noch nicht mit jener Deutlichkeit hervortreten, wie in ihren reifen Jahren. Sie wußte sich die Menschen nicht nur durch Scherze, sondern auch durch Gefälligkeit und Wohltun zu verbinden. Luciane nimmt einen kostbaren Schal ab und legt ihn einer Frau um, die ihr im Verhältnis zu den andern in der Kleidung zurückzustehen scheint. Einen jungen Mann, der in einer Schlacht seine rechte Hand verloren hat und über dieses Unglück fast zum Menschenfeind geworden ist, bevorzugt sie

auffallend vor der übrigen Gesellschaft. Wo sie Arme und Kranke findet, versucht sie ihre Lage wenigstens einigermaßen zu erleichtern. Alles, was ihr nicht zugesagt, weiß sie aber in wenig schonender Weise von sich zu entfernen. „Sie wollte mit jedermann nach Belieben umspringen, jeder war in Gefahr, von ihr einmal angestoßen, gezerrt oder sonst geneckt zu werden; niemand aber durfte sich gegen sie ein gleiches erlauben..." — „Überhaupt hätte man glauben können, es sei bei ihr Maxime gewesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen." — Man merkt, wie interessant die Persönlichkeit Bettinas für Goethe war, trotzdem ihr Wesen ihm im Innersten widerstrebte. Seine durch große Kämpfe errungene Gemessenheit, die Kultur seiner Lebensführung ist der entgegengesetzte Pol dieses barbarischen, ungezähmten, abenteuerlustigen und bizarren Benehmens.

Leider enthält der Briefwechsel keinen Aufschluß darüber, wie diese Darstellung der Luciane auf ihr Urbild gewirkt hat. Am 9. September 1809 schreibt Bettina zum erstenmal in froher Erwartung von den „Wahlverwandtschaften" und am 9. November berichtet sie, daß sie eine helle Mondnacht durchwacht habe, um Goethes Buch zu lesen. „Dies Buch ist ein sturmerregtes Meer, da die Wellen drohend an mein Herz schlagen, mich zu zermalmen." Sie hat wieder Einwendungen bereit, sie begreift nicht, warum sich alle

unglücklich machen. „Ist die Liebe nicht frei? — sind jene beiden (Ottilie und Eduard) nicht verwandt? . . .“ Und wie sie aus allen Dingen das Wichtigste auf sich selbst bezieht, so gelingt ihr auch hier eine Wendung zu ihrer eigenen Liebe hin: „Keiner ist vertraut mit der idealischen Liebe, jeder glaubt an die gemeine, und so pflegt, so gönnt man kein Glück, das aus jener höheren entspringt oder durch sie zum Ziel geführt könnte werden. Was ich je zu gewinnen denke, es sei durch diese idealische Liebe; sie sprengt alle Riegel in neue Welten der Kunst und der Weissagung und der Poesie.“ Die Frauen des Romans aber verfolgt sie mit eifersüchtigem Zorn, als mißgönne sie selbst diesen Gestalten der Phantasie den innigen Zusammenhang mit dem Geliebten. Schon früher hat sie einmal geäußert, Werthers Lotte habe sie nie erbaut. Wenn sie damals zur Hand gewesen wäre, „Werther hätte sich nicht erschießen dürfen und Lotte hätte sich recht geärgert, daß ich ihn so schön trösten konnte“. Auch im Wilhelm Meister sind ihr alle Frauen zuwider, sie möchte sie „alle zum Tempel hinausjagen“; denn sie, Bettina, sei besser und liebeswürdiger als die Weibergesellschaft in Goethes Romanen. Besonders aber eifert sie gegen die Ottilie der „Wahlverwandtschaften“, denn sie fühlt, daß diese von Goethe mit allen Gaben seiner Liebe geschmückt sei.

Diese unbändige Eifersucht, das tyrannische Bedürfnis, den Geliebten für sich allein zu haben,

hat endlich zum Abbruch der Beziehungen Goethes zu ihr geführt. Mit steigender Leidenschaftlichkeit hat Bettina ihr Verhältnis zu ihm aufgefaßt. Es scheint sie ganz auszufüllen, es scheint die Bedingung ihres Daseins. Und sonderbar — zugleich mit den letzten dithyrambischen Ergüssen entwickelt sich in ihr eine andere Liebe. Während sie sich immer ausschließlicher in Goethe zu versenken scheint, beginnt eine wirkliche und echte Neigung zu dem Freund ihres Bruders, dem jungen Dichter Achim von Arnim. Was sie Goethe nicht gestatten will, nimmt sie für sich als ihr selbstverständliches Recht in Anspruch. — . . . „niemand aber durfte sich gegen sie ein gleiches erlauben", sagt Goethe von seiner Luciane. In dem Briefwechsel finden sich keine Spuren des neuen Verhältnisses. Wenn solche jemals vorhanden waren, so sind sie bei der Redaktion durch Bettina mit geschickter Hand beseitigt worden, um die Macht der ausschließlichen Hingabe an Goethe nicht zu stören, um nicht Verwirrung anzurichten und zentrifugale Kräfte den zentripetalen entgegenwirken zu lassen. Man gewinnt dadurch — sicher gegen den Willen Bettinas — den Eindruck, als schäme sie sich dieser Neigung, die doch das Glück eines großen Teiles ihres Lebens ausmachen sollte. Eine einzige Andeutung findet sich, und in dieser hat es Bettina verstanden, die Liebe zu Arnim als das minder Wichtige hinzustellen, sie in der Flut des ungeheueren, umfassenden Gefühles für

Goethe aufgehen zu lassen. In einer jener Dämmerstunden spricht Goethe die verfängliche Frage aus: „Vertrau mir doch und sag mir alles, was in Deinem Herzen Gewalt geübt hat . . . denn es ist nicht möglich, daß Dein Herz diese ganze Zeit über so ruhig war, sag mir doch, wer war's, kenne ich ihn? . . ." Und mit einem echt weiblichen Trugschluß fährt Bettina fort: „Damals, lieber Freund, sagte ich Dir die Wahrheit, wie ich Dir beteuerte, daß mein Herz ganz still gewesen sei, daß nichts seitdem mich berührt habe, denn in demselben Augenblick war mir alles Wahn gegen Dich und bleiches Schattenbild die ganze Welt, und Abgeschiednes, Totes schien mir des Schicksals Los in Deiner Nähe . . ."

Aber vielleicht tut man trotz dieser Stelle Bettina unrecht, wenn man die Ausschaltung alles dessen, was den künftigen Gatten angeht, dem schriftstellerischen Raffinement, der geschickten Redaktion zuschreibt. Vielleicht liegen die Motive tiefer. Vielleicht ist es richtiger, anzunehmen, daß Bettina diese vorhandenen Stellen später hauptsächlich aus dem Grunde wegließ, weil sie gerade das, was sich Feinstes und Innerlichstes in ihrem Leben zugetragen hatte, nicht dem großen Publikum preisgeben wollte. Wie fein und vornehm Bettina und ihr Bräutigam empfanden, davon gibt die abenteuerliche, rührende und entzückende Geschichte ihrer Vermählung Zeugnis. Es ist ein Kennzeichen edelster Seelenzartheit, sich gegen die groben und verletzenden Hochzeitsgebräuche zu

empören. Von einer ganzen aufgeregten Schar von Verwandten wird man dem großen Tage zugeschoben, anstatt Sammlung bringen die letzten Stunden Hast und Unruhe, allerlei Sorgen um Kleines und Kleinstes. Unter einem lähmenden Zeremoniell wird der Bund geschlossen, während man sich bewußt ist, durch Kleidung, Haltung und Benehmen die Kritik einer ganzen großen Menge von Zuschauern herauszufordern. Endlich krönen Tafelfreuden den Tag und in vorgerückter Stunde beginnen die gutgemeinten, aber unerträglichen Scherze, die das wundersamste Geheimnis des Frauenlebens betasten und seine Weihe vertreiben. Wie Bettina und Achim diesem ganzen Hexensabbat entgingen, wie sie die Gesellschaft durch eine lustige und köstliche Kriegslist um ihr Schauspiel betrogen, erzählt Achim in einem Briefe an seinen Freund Josef Görres: „Wir sind ohne jemandes von unserer Verwandten Wissen hier in der Stadt verheiratet gewesen, bis wir es selbst an Clemens und Savigny erzählt haben. Die Schwierigkeit wirst Du begreifen, wenn Du weißt, daß ich Zimmer an Zimmer mit Clemens wohnte und Bettina bei Savignys. Es ging eben wie in tausend Komödien: eine Kammerjungfer vermittelte alles. Heimlich wurde ich morgens auf dem Zimmer eines 80jährigen Predigers getraut, kam abends, wie gewöhnlich zu Savignys, polterte die Treppe hinunter, schlug die Haustür zu und schlich mich heimlich in Bettinas Zimmer zurück, das recht

fröhlich mit Rosen, Jasmin und Myrten belaubt war. Warum heimlich? Weil alle lauteren Hochzeiten, wie unsere unvermeidlich geworden wäre, zu dem widrigsten Spott alles Sakramentes, zu den heillosesten Zoten gehören, wobei sich die Leute gar noch verpflichtet halten, nebenbei einige Tränen zu vergießen." Die Vermählung fand am 20. März 1811 statt. Achim von Arnim war um vier Jahre älter als Bettina. Ihm konnte man nicht nachsagen wie Clemens Brentano, daß er nicht wußte, was er wollte. Aber es war ihm nicht vergönnt, alles zu können, was er wollte. Der romantische Zwiespalt untergrub auch seine Kunst. Aber auch er war ein Dichter, er ermaß das Wesen der Erscheinungen und empfand sie in den Tiefen; an der Gestaltung scheiterte er gleich allen Romantikern. Männlicher als die meisten unter ihnen hatte er auf Reisen Erfahrungen und durch ernste Studien gründliche Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten, besonders in der Naturwissenschaft gesammelt. Er war weniger weich und zerfließend, er war männlicher als Clemens Brentano. Und vielleicht hat gerade das Bettinas Neigung zu ihm so dauernd und stark gemacht. Manchmal tritt sogar in seinen Schriften eine bei den Romantikern recht ungewöhnliche Schärfe hervor, eine kühle Besonnenheit und Überlegenheit, die freilich dann wieder im „Musikalischen" aufgelöst wird. Von seinen Werken scheinen vor allen der Roman von der Gräfin Dolores, die „Kronenwächter"

und „Isabella von Ägypten" dazu bestimmt, eine Renaissance seiner dichterischen Persönlichkeit einzuleiten.

Das Jahr der Vermählung Bettinas mit Arnim bezeichnet das Ende ihres Verhältnisses zu Goethe. Noch in diesem Jahr besuchten die Gatten Goethe in Weimar. Wieder führt die Eifersucht Bettinas einen Konflikt mit Goethes Frau herbei. Sie mochte sich dem Freund so nahe fühlen, daß sie es nicht ertragen konnte, eine Frau, der sie sich in vielen Beziehungen überlegen glaubte, in noch engeren Beziehungen zu ihm zu sehen. Von da an hat der Briefwechsel ein Ende. Vom 1. August 1817 ist der nächste Brief Bettinas datiert. Er trägt den Trauerflor verlorenen Glückes: „Seit den langen Jahren hab' ich das Schreiben verlernt, die Gedanken arbeiten sich auf ungeebnetem Weg durch, und doch denk' ich mich noch wie den schäumenden Becher in Deiner Hand, aus dem Du gern nippen magst." Spärlich und einsam sind die Briefe Bettinas aus den folgenden Jahren bis 1824. Es ist, als ob sie sich in Zwischenräumen immer wieder davon überzeugen müßte, ob es denn Wahrheit sei, daß sie von Goethe fern bleiben müsse. Aber Goethe legitimiert durch sein beharrliches Schweigen seine Frau gegenüber der einstigen Freundin. Der letzte Brief Bettinas vom 1. Januar 1824 spricht von ihrem Entwurf zu einem Goethe-Denkmal. Er stellt Goethe in einem hochlehnigen, reich mit Reliefs geschmückten

Stuhl dar, sitzend, nur mit einem antikisierenden Mantel bekleidet. Die rechte, lässig hängende Hand hält einen Lorbeerkranz, der linke Arm ruht auf einer gegen das Knie gestützten Leier. Wie eine zarte Erinnerung an Bettinas Verhältnis zu Goethe steht eine kleine, geflügelte Psyche zu seinen Füßen und wagt es, spielend in die Saiten der Leier zu greifen. Viel Spielerisches ist in Auffassung und Beiwerk, viel Tradition und Schema, aber wirklich bedeutend und zwingend ist der Kopf des Entwurfes. Wie in einem Augenblick der Inspiration scheint Goethe weltvergessen ins Leere zu blicken, oder vielmehr ins Volle, ins drängende Chaos der Gestalten, unter denen er sich eine erlesen hat. Der Vergleich mit einem modernen Bildwerk von ähnlicher Anlage liegt nahe: mit Klingers Beethoven. Und so weit sonst der Entwurf Bettinas hinter dem großen Werk Klingers zurücksteht, im Ausdruck des Kopfes hat sie das Wesentliche glücklich gefunden. Bei Klingers Beethoven die Versunkenheit in die Welt des Innern, bei dem Goethe Bettinas das gesteigerte Schauen, das liebevolle und herrische Erfassen der Welt der Sinne, Hingebung und Tyrannis zugleich. Mannigfache Details schmücken die gekrümmte Lehne des Stuhls, Genien, die — wie dienstbare Geister Goethes — Wein keltern, Feuer anzünden, Opfer bereiten, Öl in die Lampen gießen. Zur rechten Seite ist Mignon dargestellt, im Augenblick, wo sie entsagt, und dies hat sich Bettina

ausdrücklich zur „Apotheose ihrer Liebe" ausbedungen. Viele Enttäuschungen und wenig Freuden sollten sich an den Lieblingswunsch Bettinas knüpfen, mehrere Jahrzehnte unermüdlichen Ringens um die Verwirklichung des Planes folgten. Um die Mittel zur Errichtung des Denkmals zu gewinnen, übersetzte sie ihren „Briefwechsel" ins Englische. Aber die Arbeit hatte wenig Erfolg. Sie stand mit Friedrich Wilhelm IV. in Unterhandlungen. Endlich führte der Bildhauer Steinhäuser die Statue nach ihrem Modell aus, und 1853 war das Werk vollendet. Es wurde in ihrer Anwesenheit in Weimar aufgestellt.

Nachdem einmal die unmittelbare Ursache der Entfremdung von der Zeit ein wenig ferner gerückt war, scheinen die Beziehungen wieder zaghaft aufgenommen worden zu sein. Das Gipsmodell des Denkmals, das Bettina mit Hilfe des Bildhauers Wigmann hergestellt hatte, durfte sie Goethe im Jahre 1826 selbst zeigen. Und bei dieser Gelegenheit sprach er das Wort, das die Ursache des ganzen Konfliktes unzweifelhaft macht: „Jetzt verstehst Du die Menschen zu schonen, früher hast Du das nicht gekonnt." Das Denkmal aber soll er ein verklärtes Erzeugnis ihrer Liebe, eine Apotheose ihrer Begeisterung und seines Ruhmes genannt haben. Noch vierzehn Tage vor Goethes Tode besuchte ihn der Sohn Bettinas und überbrachte ihm einen Brief seiner Mutter.

Wie Bettina den Tod Goethes erfuhr und ertrug, das erzählt sie selbst in dem Anhang zum

Briefwechsel. Am Abend des 22. März 1832, nachdem sie tagsüber an einem Briefe an Goethe geschrieben hatte, faßte sie den Vorsatz, ihm alles, was sie mit ihm an Schönem und Bedeutsamem erlebt hatte, in einem Zyklus von Briefen darzulegen. Sie war von diesem Plan ganz erfüllt und als sie noch spät in eine Gesellschaft ging, war sie ganz seltsam aufgeregt, übermütig, „auf eine sonderbare Spitze gehoben". Wille und Schicksal! Sonderbare Verknüpfungen und Knotenpunkte menschlicher Lebensläufe! Bettina erzählte der Gesellschaft, daß sie nach Jahren zum erstenmal wieder an ihn geschrieben habe (eine dichterische Freiheit Bettinas!) und man machte, da man schon von Goethes Tod unterrichtet war, betrübte Gesichter zu ihren freudigen Hoffnungen. Aber niemand wagte, ihr etwas zu sagen. Als sie nachts um ein Uhr nach Hause kam, lag die Zeitung an ihrem Bett, und sie ersah aus ihr, daß er gestorben sei. Ganz friedlich nahm sie die Nachricht hin, denn sie wußte, daß er ihr mit dem Tode nicht verloren gegangen war. Sie schlief ein und träumte von ihm und war gewiß, sein Geist habe sich mit ihr versöhnt. Und mit hinreißendem Schwung, wie ein Hymnus strömen ihre Gedanken nach dem Tode des Geliebten dahin. Es sind keine Lamentationen, es sind ganz reine, abgetönte Harmonien, klarer und tiefer als vieles, was sie dem Lebenden gesagt und geschrieben: „Aufgefahren gen Himmel! Die Welt leer, die Triften öde, denn gewiß ist's, daß Dein Fuß

hier nicht mehr wandert. Mag auch Sonnenschein die Wipfel jener Bäume beglänzen, die Du gepflanzt hast! Mag sich das Gewölk teilen und der blaue Himmel sich auftun: sie wachsen nicht hinein; aber die Liebe? — wie wär's, wenn die ihre Blütenkrone da oben als Teppich zu Deinen Füßen ausbreitete? Wenn sie hinaufstrebte fort und fort, bis ihr Wipfel anstieß an den Schemel Deiner Füße, und dort alle Blüten entfaltend, ihren Duft um Dich schwenkend: wär' das nicht auch zu den Himmelsfreuden zu zählen? — Ich habe Vertrauen, daß Du mich hörst, daß mein Ruf aufwärts gehe zu Dir."

Die Werke der Bettina.

Die Bücher.

„Der Mensch wird begraben in geweihter Erd', so soll man große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den ein jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang gesagt, wie er den Werther geschrieben hat;..." So schreibt die Frau Rat an Bettina.

Ein solcher geweihter Sarg der Erinnerung ist der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde".

Es ist ein durchaus „erlebtes" Buch. Nicht in jenem Sinn, wie man heutzutage Literatur „erlebt", obzwar es auch in diesem Buch Einflüsse der Literatur gibt. Spricht doch auch Bettina einmal von einer „psychologischen Merkwürdigkeit", die sie an sich findet. Und das beweist, daß sie nicht immer durchaus naiv ist, daß sie es gelernt hat, ihre eigene Seele vor das Objektiv der Beobachtung zu halten. Es ist viel Gewolltes, Beabsichtigtes, selbst Gekünsteltes in diesem Buch. Aber mit allen seinen

Bettina von Arnim.
Nach einem Kupferstich von L. Grimm aus dem Jahre 1838.

Fehlern und Unaufrichtigkeiten ist es doch durchaus echt, weil es die Persönlichkeit Bettinas vollkommen wiedergibt. Und hier ist es am Platze, noch einmal hervorzuheben, was schon angedeutet wurde. Ich bin in der Darstellung ihres Lebens und ihrer Erlebnisse fast ausschließlich ihren eigenen Büchern gefolgt. Und Bettina ist durchaus nicht verläßlich. Sie besitzt die Kunst der Dichter und der Kinder, sich alles nach ihrer Art zurechtzulegen. Die Geschichten, die ich wiedergab, mögen sich vielleicht gar nicht oder ganz anders zugetragen haben. Mit einer souveränen Gabe ausgerüstet, die Ereignisse zu ihren Zwecken umzudichten und umzudeuten, eignet sie sich durchaus nicht zur historischen Schriftstellerin. Niemals wird jemand ihre Angaben ungeprüft als Quellen der Literaturgeschichte annehmen können. „Sie dürfe mir nit alles glaube, ich tu' so gern lüge", sagte sie in ihrem Frankfurter Dialekt zu ihren Bekannten. Aber hier, wo es sich nicht um objektive Literaturforschung, sondern um die Persönlichkeit dieser faszinierenden und schillernden Frau handelt, sind ihre Bücher, und mögen sie noch so unverläßlich und unhistorisch sein, doch die richtigen Quellen.

Bettina war eine zwiespältige Natur. Darum gibt der Zwiespalt in ihren Büchern einen Grundzug ihres Wesens. Sie war naiv und raffiniert zugleich. Sie besaß echtes und falsches Pathos nebeneinander. Sie war eine vortreffliche Beobachterin der Natur und gab sich den absur-

desten Phantasien hin, die wie indische Göttergestalten alle Grenzen des Vorstellbaren zu verlassen scheinen. Alles — alles das ist in ihren Büchern. Darum kann man sagen, sie seien „erlebt". Soviel auch nachträglich hineinkomponiert worden sein mag, soviel spätere Redaktionen auch vorgenommen worden sind, alle diese Zutaten und Subtraktionen verändern nicht den Grundcharakter. Denn auch das ist aus einem überaus lebhaften Nachempfinden der damaligen Vorgänge heraus geschehen, und es ist unzweifelhaft, daß Bettina die Gabe der Erinnerung besaß, wie keine andere.

Die Literaturgeschichte und die Kritik freilich haben dem Hauptwerk Bettinas gegenüber so verschiedene Standpunkte eingenommen, wie kaum vor einem anderen Buch. Die Urteile nehmen eine ganze Stufenleiter ein: von der Entrüstung bis zur bewundernden Anbetung. Es gab Empörte und Hingerissene, Wutentbrannte und Verzückte. Zu den Verzückten gehört jener G. Fr. Daumer, der in Gedichten, die er aus der bewegten Prosa des Briefwechsels herausdestilliert, Bettina feiert, und jener Gütermann, der Bettina mit der Semiramis verglich. Wie Semiramis gehe auch Bettina den Männern voran und feuere sie an zum Kampfe für die Ideale einer schöneren Zukunft. Unter den Empörten waren einige, die behaupteten, dieser Briefwechsel sei nichts als ein grober Schwindel. Und als Hauptgravamen wurde

immer angeführt, daß Bettina als verruchte Tempelschänderin den Glauben erwecken wolle, Goethe habe einen Teil seiner Sonette nach ihren Briefen gestaltet. Es ist wahr, die Sache ist verdächtig. Aber sie ist aus der Seele Bettinas heraus erklärlich, was freilich die Pharisäer der Philologie niemals als Entschuldigung gelten lassen werden. Man lese einmal folgende Briefstelle Bettinas: „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen, ein Kuß von Dir auf meinen Mund, belehrt mich über alles; was könnte dem auch wohl noch erfreulich scheinen zu lernen, der wie ich hiervon Erfahrung gemacht hat. — Ich bin entfernt von Dir, die Meinen sind mir fremd geworden, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren, wo Du mich in den sanften Schlingen Deiner Arme hieltest, da fang' ich an zu weinen; aber die Tränen trocknen mir unversehens wieder: Er liebt ja herüber in diese verborgene Stille, denke ich, und sollte ich mit meinem ewigen ungestörten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach, vernimm es doch, was Dir mein Herz zu sagen hat, es fließt über von leisen Seufzern, alle flüstern Dir zu: mein einzig Glück auf Erden sei Dein freundlicher Wille zu mir. O, lieber Freund, gib mir doch ein Zeichen, Du seist meiner gewärtig."

Und nun vergleiche man damit das Goethische Sonett:

„Ein Blick von Deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von Deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich scheinen?

Entfernt vor Dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich stets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige: da fang' ich an zu weinen.

Die Träne trocknet wieder unversehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest Du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens;
Mein einzig Glück auf Erden ist Dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gib mir ein Zeichen."

Die Übereinstimmung ist so auffallend, daß sie nicht anders als beabsichtigt sein kann. Zudem setzt Bettina selbst das Goethische Sonett als Fußnote zu obiger Briefstelle. Was ist nun der Sinn dieser merkwürdigen Unternehmung? Man muß annehmen, daß Bettina selbst gewünscht habe, man solle den Eindruck gewinnen, Goethe sei von ihren Briefen inspiriert worden. Es war ihr Ehrgeiz, als seine Muse um ihn zu schweben, durch ihr Wesen alle dichterischen Kräfte seiner Seele zu neuer Blüte zu bringen. Es bleibt kein anderer Ausweg. Man weiß aber jetzt mit voller Bestimmtheit, daß diese

Sonette, die von Bettina für sich in Anspruch genommen werden, an Minna Herzlieb, die Tochter des Buchhändlers Frommann in Jena gerichtet sind. Schon der Umstand, daß diese Neigung Goethes in den Beginn der Bekanntschaft mit Bettina fällt, spricht gegen das beglückende Übermaß an Empfindung für sie, das sie ihm zuschreibt. Und es wirkt fast tragikomisch, daß in einem der Sonette, mit denen Bettina eine ihrer Paraphrasen verankert, der Name der wirklichen Geliebten versteckt ist:

„Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!"

Diese Zeile ergibt durch eine leichte Umstellung der ersten fünf Worte die Anrufung der Geliebten: „Mein artig Kind, Herzlieb!" Die inkriminierten Briefstellen Bettinas sind also nichts weiter als — ich sagte es schon — „Paraphrasen", Umstellungen und Auflösungen der Sonette in Prosa. Und der ganze Vorgang wäre — genau genommen — eine Fälschung. Die Vorspiegelung, daß Goethe seine Sonette den Anregungen Bettinas verdanke, während umgekehrt Bettina die Sonette als Schmuck ihrer Briefe verwendet hat, wäre kaum anders zu bezeichnen, wenn man außer Betracht ließe, daß Bettina in ganz seltenem Grade die Gabe der Autosuggestion besessen hat. Aus einem Dämmerungszustand entspringt Plan und Ausführung der — sagen wir — „Fälschung", so-

bald aber wieder Klarheit eingetreten ist, glaubt Bettina an das in diesem Zustand Erzeugte wie an jede andere Realität. Das ist im Wesen der Vorgang der Konzeption, der dichterischen Eingebung: die Verwandlung der Phantasiegestalten in Realitäten. Und auch sonst hat sich Bettina bei ihren Büchern der Rechte des Dichters bedient. Sie gestattet sich um ihres Zweckes willen allerlei Umstellungen, Umbiegungen des Tatsächlichen, die Anwendung einer gebieterischen Metamorphosis. Sie gibt keine Anmerkungen, sondern nimmt in die Briefe unmittelbar auf, was zum Verständnis nötig ist. Anstatt eines Kommentars oder sonstigen gelehrten Apparates läßt sie das Wichtige innig mit dem Organismus verwachsen und schaltet aus, was sie ihm für nicht förderlich hält. (So alles, was sich auf ihren Brautstand mit Arnim bezieht, denn dieses wäre geeignet, das Interesse von Goethe abzulenken, der der ausschließliche Held ihres Buches sein soll.) Was sie an Goethe zu schreiben vergessen hat oder nicht gewagt hat, fügt sie nun hinzu, in ihrer stürmischen oder ihrer sinnenden Art, orgiastisch oder empfindsam, je nach der Stimmung des Briefes, in den sie es einzuschieben unternimmt. Und, um das Ganze abzurunden, deutet sie Ereignisse, die vor oder nach der Zeit des Briefwechsels liegen, in dem Briefwechsel mit Goethes Mutter oder in dem nachfolgenden Tagebuch an. So gewinnt sie für ihr Buch eine ungemein wirksame Dreiteilung. Der ein-

leitende Briefwechsel mit der Frau Rat bereitet auf die Beziehungen zu Goethe vor und gibt die objektivere Darstellung des ersten Zusammentreffens mit ihm. Den Hauptteil bildet der Briefwechsel mit Goethe selbst und der Abgesang in Moll ist das Tagebuch, Blätter der Liebe und der Erinnerung und endlich des gedämpften Schmerzes über seinen Tod. Die Fundamente des Buches stammen unzweifelhaft aus der Jugendzeit Bettinas, doch sind mit ihnen die Erfahrungen und Erlebnisse der späteren Berliner Zeit kunstreich verbunden. So kunstreich, daß nur hie und da an einem etwas bitteren oder sarkastischen Ton die Anschauungen der reiferen Frau erkennbar sind. Für die Art, wie Bettina ihre Bücher schrieb, ist ein Zug charakteristisch, den Moritz Carrière erzählt. Bei einem Besuch spricht er von Modernisierung des Christentums und nennt Bettina neben Novalis und Hölderlin als Propheten dieses neuen Christentums der Vernunft. Man spricht über Hölderlin, und Carrière liest Bettina dessen Sophokles-Übersetzung vor, die ihr bis dahin nicht bekannt war. Bettina ist entzückt und da sie gerade damals an ihrem Buche „Die Günderode" arbeitet, nimmt sie die Anregung auf, um einen Exkurs über Hölderlin und seine Kunst in den Briefwechsel mit der Günderode einzufügen. Bettina nimmt ungemein leicht auf und reagiert wie ein Elektroskop auf jeden Strom lebendigen Geistes in der Nähe. Sie

selbst spricht von ihren Gedanken, die sie oft „nicht als Selbstgedachtes, sondern als Mitgeteiltes empfindet". „Ich, ich bin nichts," sagt sie, „aber es weht eine Luft um mich, von der ich glaube, die Jugend müsse sie wie mutige Gäule mit offenen Nüstern einschnauben."

Zu den Fundamenten des Briefwechsels gehören sicher auch Briefe Goethes. Den Feinden des Buches strikter Observanz steht die Tatsache entgegen, daß Goethe mit Bettina korrespondiert hat. Wie weit die Redaktion Bettinas diesen Dokumenten gegenüber ging, kann im einzelnen schwer festgestellt werden.

Als der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" erschien (1835) lebte Bettina schon längst in Berlin. Der geliebte Gatte war bereits vor Goethe — im Jahre 1831 — gestorben. Als Mutter und Hausfrau hatte sie zwanzig Jahre an seiner Seite gelebt, ohne sich in die Öffentlichkeit begeben zu haben. Nun wurde sie — fünfzigjährig — mit einem Schlage berühmt. Trotz aller Opposition der Nichts-als-Philologen und Nur-Historiker liebte und bewunderte man sie. Man war von der Schönheit und Kraft ihrer Empfindungen und ihrer Sprache hingerissen.

Bettina schrieb an Frau Görres: „Der Briefwechsel enthält meine Herzensangelegenheiten mit ihm nackt und bloß, wie sie Gott in mir erschaffen hat und wie Er unter dem Beistand der Grazien sie gezähmt und gebändigt hat." Und

an den Fürsten Pückler: „Es ist ein Heiligtum, ein Schatz von wahrhaftiger Natur in ihrer unverkümmerten Unschuld, sie spricht sich in allem aus wie der offene Kelch einer Blume; wer ihr Geheimnis versteht, wird sie würdigen." Man glaubte das Geheimnis zu verstehen und würdigte das Werk Bettinas, die mit einemmal zur bekränzten Priesterin jener großen Gemeinde von Anhängern und Anbetern Goethes geworden war. Sie war berufen, an den Altären des Unsterblichen zu opfern, an sie wandte man sich, wenn man sich von einer Ahnung seiner Gegenwart erschüttern lassen wollte. Heute ist man etwas kritischer geworden, man hat in dem „Schatz von wahrhaftiger Natur" ein wenig Schriftstellerei und Absicht, in der „unverkümmerten Unschuld" manchmal auch Berechnung der Wirkung gefunden, man glaubt nicht mehr daran, daß die „Herzensangelegenheiten" so „nackt und bloß" dargestellt seien. Aber diese Flecken des Menschlichen-Allzumenschlichen machen uns Bettina nicht minder teuer. Sie hindern uns nicht, die unvergängliche Schönheit im Grunde ihres Werkes zu sehen, die aufrichtige, golden erglänzende Begeisterung für das Erhabene und allem Alltag Fremde und Überlegene, für das „Göttliche" im Menschen. Es ist mit ihrem Werke, wie mit dem Waldbach. Wo er ruhig und heiter über seinen Grund dahinfließt, da liegen die bunten Kiesel so fein und deutlich vor uns, da gleiten die Schatten der Fische über den Sand, wo er aber aufgeregt

wirbelt und braust und sich „gebärdet", da verschwindet alles im Schaum.

Was von dem „Briefwechsel" gilt, gilt auch von den anderen Büchern Bettinas. Da ist — ihm an Zeit zunächst und auch im Geiste am meisten verwandt — „Die Günderode", erschienen im Jahre 1840. Dies Buch ist noch wilder und unbändiger als der „Briefwechsel", weil die Tollheit Bettinas nicht durch eine Persönlichkeit niedergehalten wird, die wie Goethe trotz aller Berührungen und Beziehungen doch ferne stand.

Das nächste Buch Bettinas (1843) führt den Titel: „Dies Buch gehört dem König." Von ihm wird im letzten Kapitel zu sprechen sein.

Dem Andenken des Bruders ist das nächste Werk gewidmet: „Clemens Brentanos Frühlingskranz" (1844). Mit dem „Briefwechsel" und der „Günderode" zusammen bildet es den Höhepunkt in Bettinas schriftstellerischem Bemühen. Aber so großen Erfolg sie, besonders mit dem ersten ihrer Bücher, gehabt hatte, so wenig Interesse fand sich für dieses Werk. Der Mangel an Anteilnahme mag der Grund gewesen sein, daß dem ersten Band kein weiterer nachfolgte. Nur die Zensur widmete dem Buch ihre weitest gehende Aufmerksamkeit. Bettina hatte es nämlich gewagt, das Buch dem Prinzen Waldemar zu widmen, der in ihrem Hause verkehrte. Freilich war es nicht gerade taktvoll, daß sie der Widmung die Anrede „Lieber Prinz Waldemar" vor-

ansetzte. Als die Zensur daraufhin das Buch mit Beschlag belegen wollte, wandte man ein, daß der Prinz die Widmung gekannt und angenommen habe. Nun fand die Zensur einen anderen Grund für die Beschlagnahme: Der Name der Verfasserin fehlte. Auf dem Titelblatt stand nichts weiter als: „Bettina." Verfasserin und Buchhändler erklärten, sie wollten den Namen mit einem Stempel beidrucken. Aber die Polizei wollte nun erst das Buch auf seinen Inhalt prüfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Königs machte endlich den Scherereien ein Ende und erwirkte die Freigabe des Buches.

Im Revolutionsjahr 1848 erschien das nächste Werk Bettinas: „Ilius Pamphilius und die Ambrosia." Wieder ein Briefwechsel. Mit dem jungen Philosophen Philipp Nathusius. Zugleich ein seltsames Gegenstück zu dem Briefwechsel mit Goethe. Bettina liebt in dem um sehr vieles jüngeren Mann den Dichter. Aber während sie zu Goethe aufsah, ein Kind, das sich gern dem Geliebten anvertraut, will sie Nathusius erziehen, nach ihren Idealen formen. Sie vernachlässigt das Persönliche in ihm, seine Eigenart bedeutet ihr wenig, und gewaltsam wie immer will sie ihn ganz unter die Herrschaft ihres Willens stellen. Wieder nähert sie sich ihm mit dem freundschaftlichen Du. „Wenn ich Du sage, so ist das nur, um meine Gedanken vertraulicher auszudrücken." Aber sie vermag die Widerstände seiner der ihren entgegengesetzten Natur nicht zu

überwinden. Nathusius war ein Anhänger der alten Ordnung, Bettina aber begrüßte die Freiheitsbewegung mit überschwenglicher Begeisterung. Mit der Verheiratung des jungen Mannes fanden ihre Beziehungen zu ihm ein Ende. Das Buch erschien gerade beim Ausbruch der Februarrevolution und wurde von den Zeitereignissen verdrängt. Es ging wenig beachtet unter.

Als eine Fortsetzung des Königsbuches erschien im Jahre 1852 das letzte Werk Bettinas, die „Gespräche mit Dämonen."

Die Persönlichkeit.

Der Mensch.

Ein Versuch, aus dem gehäuften Material ein Bild von der Persönlichkeit Bettinas zu gewinnen:

Unter den genialen Frauen der Romantik ist Bettina das enfant terrible. Nichts ist vor ihren Kinderlaunen sicher, sie greift mit weichen Patschhänden nach dem Mond und beklagt sich, daß er ihr nicht an den Fingern hängen bleibe; kein philosophischer Gedanke ist so tief oder hoch, daß sie nicht zu ihm hinab- oder hinaufkletterte, keine Absurdität ist so entlegen, daß sie nicht von ihr im Triumphzug herbeigeführt würde, als hätte sie eine große Entdeckung auf ihrem Puppenwagen. Man muß alle sogenannte Vernünftigkeit ausschalten, um sich mit an den Festen Bettinas zu erfreuen. Der Ernst, mit dem sie ihre Spiele betreibt, ist köstlich, genau so wie Kinder nichts ernster nehmen, als die Welt ihres Spieles. Sie geht damit um, eine „Schwebe-Religion" zu gründen, die soll so fein und stark

sein, daß ein junger Königssohn in ihr zum Herrscher der Welt erzogen werden könnte. Ganz priesterlich und weihevoll geht sie daran, und aus ihrem durch sie selbst immer mehr angefachten Spieleifer schlägt die Flamme der Ekstase. In dieser Religion soll die Tapferkeit obenan stehen und vielleicht, wenn sie erst recht mächtig und herrschend geworden ist, wird man am Ende wohl auch die tierische Nahrung entbehren und von der Luft leben können; denn, „ich weiß an mir," sagt Bettina, „daß wenn mir etwas durch den Geist fährt, dem ich nach muß, aus Ahnung, daß es Lebensluft enthalte, so hab' ich gar keinen Hunger . . . es käme also sehr auf den Geist an, daß wir am Ende gern von der Luft leben." Das Aderlassen wird von dieser Religion verboten werden, damit der Stahl aus dem Blute nicht abgelassen werde, weil dieser Stahl der Träger der Begeisterung und der Tapferkeit ist. Den Anhängern dieser Religion wird es untersagt sein, sich vor Verkühlung und vor Zug zu fürchten.

Unsterblichkeit ist das Ziel, und die Hingabe alles Besitzes ist der Weg zu ihr; denn der Besitz ist nur insofern ein Glücksgut zu nennen, als er uns gegeben ist, damit er um der „höheren Bedürfnisse der inneren Menschheit" willen verleugnet werde. Den, der so vom Geiste durchdrungen ist, kann nichts anfechten, und ein Hauptsatz der Schwebe-Religion wird lauten: „Von mir soll niemand hören, ich sei unglücklich." Jeder soll in sich selbst eindringen, auf sich selber neu-

gierig sein „und soll sich zu Tage fördern, wie aus der Tiefe ein Stück Erz oder ein Quell", keine andere Bildung soll zugelassen werden als die darauf ausgeht, den Geist ans Licht hervorzulassen. Das wird zu einem Fanatismus, zu der grimmigen Art, mit der Kinder die Störung ihrer spielerischen Phantasie abwehren. „Heute nachmittag brachte der Büri der Großmama ein Buch für mich — Schillers Ästhetik — ich sollt's lesen, meinen Geist zu bilden; ich war ganz erschrocken wie er mir's in die Hand gab, als könnt's mir schaden, ich schleudert's von mir, — meinen Geist bilden! — ich hab' keinen Geist — ich will keinen eignen Geist; — am Ende könnt' ich den heiligen Geist nicht mehr verstehen, — wer kann mich bilden außer ihm." So orakelt Bettina darauf los, so redet sie auf ihre Freundin Günderode ein, mit leuchtenden Augen und hochroten Wangen, Selbstgefundenes und Überkommenes durcheinander mischend, Eigenes und Fremdes, erlauschte Stimmen des Inneren zu Worte gebärend und Bruchstücke von Gesprächen oder Büchern wiederholend; und, wenn sie sich besinnt, daß sie nicht allein sei, noch ein wenig verstärkter und eindringlicher deklamierend, toller und unbesonnener, genau so, ganz genau so wie Kinder, wenn sie wissen, daß ihnen ein Erwachsener zuhört. Manchmal tobt sie in einer unbändigen Besessenheit querfeldein über alle Gartenbeete der Logik, wie um recht zu zeigen, daß sie den Gärtner nicht als Herrn über sich erkenne, und die Günderode stiefelt mit

langen Beinen hinterdrein, will die wilde Kleine mit Warnungsrufen einholen und fühlt sich in ihrer Rolle als Wärterin recht unbehaglich.

Manchmal ist die kleine Bettina hinreißend schön. Sie hat Augenblicke, in denen das Göttliche in ihr erscheint, jene selbstverständliche Sicherheit des Kindes, die dem schönen Märchen vom Schutzengel zur Welt verholfen hat. Da geht sie wie mit verbundenen Augen den schmalen Pfad zwischen unerträglicher Unart und entzückend wilder Art, zwischen Rückfall aus allen Grenzen der Erziehung und der herzlichen Unbefangenheit des Noch-nicht-erzogen-Seins. Szenen, die sich unauslöschlich einprägen, entfalten sich zu lieben Bildern. Da ist ein Gärtner in Offenbach, wo sich Bettina den Sommer über bei der Großmutter aufhält. Und weil sie auf den Ball geht, so muß er ihr einen Kranz binden. Als er ihn mit aller Sorgfalt und Liebe fertig gemacht hat, entfällt der Bettina das Taschentuch, er fängt es auf und reicht es ihr, aber sie nimmt es ihm nicht ab. Um halb zwölf will sie vom Ball zurück- und an seinem Haus vorbeifahren, aber wie sie kommt, ist es drei Uhr morgens. Doch der Gärtner steht vor seiner Tür und nimmt die Mütze ab, als er sie kommen sieht; und Bettina gibt ihm den Kranz zurück, wie sie es ihm versprochen hat. Der Gärtner ist „ein junger schlanker Mann, er hat eine feingebogene Nase, blaue Augen, schwarze Wimpern, schwarze Haare und hat eine sanfte Stimme — zum wenigsten gegen

mich, denn wie er letzt den Hund wollt zurückhalten, der mich anbellte, da hatte er eine sehr kräftige Stimme". Und dann muß Bettina von Frankfurt nach Marburg reisen. Da nimmt sie Abschied von Offenbach und von ihrem Gärtner und gibt ihm ihren Kanarienvogel, um ihn der Günderode aufzubewahren. Er aber bittet um den Vogel und sie sagt zu, nimmt das Tier aus dem Käfig, küßt es auf seinen kleinen Schnabel und sagt: „Adieu, lieber Gärtner." —

Die Farben dieser kleinen Geschichten duften, der Frühling flüstert in Blütenzweigen, die sich um das dunkle, sanfte Antlitz einer wunderspendenden Macht winden. Hier ist alles keusch und doch von Ahnungen erfüllt, eine kindliche, unbesonnene Neckerei, die über keimendes Weibempfinden sprüht, wie die funkelnden Diamanten eines Wasserfalls über zaghafte Uferblüten. Kecker und lustiger ist die Instrumentation anderer kleiner Abenteuer. Da säuseln keine Äolsharfen, sondern da schmettern Hörner, da singen nicht die silbernen Flöten der Mondnacht, da schmachten nicht die Geigen, deren Stimmen immer ein wenig von Schwermut an sich haben und denen ein wenig gerührtes Schmachten besser ansteht, sondern da blasen helle Kindertrompeten blitzblanke, gelbe Töne in den Tag hinein, und groteske, plumpfidele Fagotte wackeln in Triolen einher, daß der ganze Rhythmus in torkelndes Drehen kommt. Ach, diese reizenden, kleinen Geschichten zwischen viel krausem und wirrem Zeug eingestreut, zwischen

viel quälender Abgründigkeit und Betrachtsamkeit, wie zarte Blütenblätter zwischen den trockeneren und toten Blättern eines Buches — sie lassen sich nicht wiedererzählen, man müßte es denn mit den Worten Bettinas tun, die ihre einfachste und einzige Form gefunden zu haben scheint. Der Philosoph Jacobi, den sie wegen seiner rührenden Unbeholfenheit liebt, besonders deshalb wohl, weil er unter der tyrannischen Liebe seiner beiden Schwestern und ihrer übertriebenen Sorgfalt leidet, macht in kleiner Gesellschaft eine Kahnfahrt auf dem Staremberger See. Auf dem Boden des Kahnes sitzend, flicht die übermütige Bettina einen Kranz aus Blumen und fesselt den Philosophen durch kleine, reizende Bemerkungen und eine listige „feine Gefühlskoketterie"; bis plötzlich Tante Lene eine weißwollene, lange, gestrickte Zipfelmütze hervorzieht und über Jacobis Ohren stülpt, eben als er Bettina zum Dank für eine Schmeichelei eine Rose reicht. Zu dieser Beschämung, die sie für den Freund empfindet, soll sie noch die guten Lehren der beiden Schwestern einstecken. Aber da kommt ihr Dämon über sie; sie springt auf und beginnt so heftig mit dem Kahn zu schaukeln, daß alles, besonders die beiden Damen, entsetzt sind. Lachend beherrscht sie die zitternde Gesellschaft, lachend reißt sie die Zipfelmütze vom Kopfe Jacobis und, diese weit in den See hinausschleudernd, setzt sie ihm unter Lachen ihren Kranz auf.

Man wird jung, wenn man diese funkeln-

den, kleinen Aventiuren Bettinas lieſt. Die Jugend, eine friſche, unverbrauchte Jugend iſt das beſte Teil an ihr, denn ihrer Kunſt, im Sinne einer überlegten und überlegenen Formgebung, mißtraut wohl keiner ſo ſehr, als ſie ſelbſt. Beethoven ſagt ihr einige liebenswürdige Worte über ihr muſikaliſches Talent. Aber ſie ſchreibt an Goethe: „Meine Kunſt iſt Lachen und Seufzen in einem Säckelchen, und über die iſt mir keine.“ „Du kannſt nicht dichten, weil du das biſt, was die Dichter poetiſch nennen,“ ſagt ihr die Günderode. Und Chriſtian H. Weiße ſagt, man könne an den Schriften Bettinas den Unterſchied zwiſchen dem guten und dem böſen Genius der Poeſie, der weißen und ſchwarzen Magie gründlicher erfaſſen. „Auch von Bettina kann man behaupten, daß ſie in ihrem Tun und Laſſen kein ſittliches Geſetz, ſondern nur ein poetiſches kennt.“ „Sie kann eben deshalb keine Poeſie machen, weil ſie durch und durch Poeſie iſt; ſie kann nur in perſönlichen, durch unmittelbare Lebensverhältniſſe hervorgerufenen Ergüſſen die innere Poeſie ausſtrahlen.“ Wie Kinder, die ſich von allen Seiten umſchmeichelt und geliebkoſt ſehen, ſchließlich vor dem Spiegel ihre eigene Schönheit entdecken, ſagte Bettina zu ſich ſelbſt, als ſie von einer Prinzeſſin „liebes Kind“ und vom Herzog von Gotha gar „allerliebſtes Kind“ nennen hört: „Nun, ich gefall' mir ſelbſt gut.“ So lacht ſie ſich herzhaft, mit Grübchen in die Wangen und

blitzenden Augen zu: „Jetzt steh' ich in der Blüt', Honig bis an Rand voll, alles aus dem Innern." Es ist so selbstverständlich, daß sie ein ganz klein wenig in sich verliebt ist, wie die Blumen, die sich im klaren Spiegel eines Sees erblicken, sich tiefer zu ihrem Bilde neigen.

Carrière sagt zu Clemens Brentano über seine Schwester, Bettina wäre im Altertum wie Velleda verehrt, im Mittelalter aber als Zauberin verbrannt worden. Und Clemens erwidert darauf: „Ordensstifterin wäre sie geworden und ewig groß."

Schleiermann aber äußert sich gelegentlich, Gott sei bei besonders guter Laune gewesen, als er Bettina erschuf.

Von frühester Kindheit an hört Bettina solche bewundernde Bemerkungen um sich herum. Sie wird allgemein als Wunderkind angesehen. Endlich kommt sie selbst zur Überzeugung, daß etwas ganz Besonderes an ihr sei. Jene Zeit hatte für alle unerklärlichen Wirkungen, für die Äußerungen noch unerkannter, bloß erst geahnter Naturkräfte ein Sammelwort: „Fluidum." Von einem solchen Fluidum war Bettina erfüllt. Jeder Tag brachte ihr neue Beweise dafür. Dieses Fluidum war eine ganz nur sich selbst gehörende Persönlichkeit. Sobald sie sich dessen vollkommen bewußt geworden war, kam die Hybris über sie, und sie begann ihre Macht zu erproben. Ihre Umgebung mußte nicht bloß ihre guten, sondern auch ihre schlechten Eigen-

schaften ertragen. Über der Wirklichkeit schuf sie sich eine Bühne, auf der sie selbst alle guten Rollen spielte: Liebhaberinnen und Heldinnen und Prinzessinnen und Königinnen. Was sich ihr nicht fügen wollte, log sie sich auf dieser Bühne für ihren Dienst zurecht. Sie ist die anmutigste Lügnerin deutscher Zunge. Oskar Wilde, der Verehrer der Kunst zu lügen, hätte an ihr seine besondere Freude haben müssen, wenn er um einige Dezennien früher gelebt hätte.

Den Tieren, den Kindern, den Sternen ist sie freundlich gesinnt, an die Natur schmiegt sie sich mit unbefangener Herzlichkeit an. Aber dieses Verhältnis zur Natur wird auch von einem anderen Element ihres Wesens beeinflußt, das, je tiefer sie zum Innern der Natur vorzudringen bestrebt ist, ihre Stellung um so mehr verändert. Die Naturphilosophie beherrscht das Denken in den Oberschichten der deutschen Kultur, und Novalis' ekstatische Mystik schlägt mit Wünschelruten Gold aus tauben Steinen, geht mit dem Wundergeschenk der symbolischen blauen Blüte in tiefen Schachten neuen Funden nach. Zunächst stellt sich Bettina der Natur ganz unbefangen beobachtend gegenüber, sie sieht mit der naiven Optik des Gegenständlichen. Ihre Beschreibungen atmen eine klare, kristallene Lyrik, der in der deutschen Prosa — so sehr manchmal der Ausdruck hinter dem sinnvollen Inhalt zurückbleiben mag — wenig Stellen von so zwingender Anschaulichkeit zur Seite gestellt

werden können. Nur noch einige Beispiele: „Zwei-, dreimal zwischen Eichen und Buchen und jungem lichten Gebüsch, Berg auf, Berg ab — da kommt man an einen Fels, glatte glänzende Basaltfläche, die die Sonnenstrahlen wie ein dunkler Zauberspiegel auffängt, dazwischen grüne Moossitze; heute morgen war ich hieher gegangen, es ist mein gewöhnlicher Spaziergang wenn ich allein bin, nicht zu weit und doch versteckt, — da sah ich noch den Nebel wie jungen Flaum zwischen den Felsspalten hin und her schwimmen, und über mir ward's immer goldner, die Morgenschatten zogen ab, die Sonne krönte mich, sie prallte scharf vom schwarzen Stein zurück, sie brannte sehr stark, sie drückte doch nicht meine Stirn, ich wollte eine Krone schon tragen, wenn sie nicht schärfer drückt als die heiße Augustsonne; so saß ich und sang gegen die Felsen hin und hörte aufs Echo und die Regierungsgedanken stiegen mir in den Kopf." Die Stimmung löst sich hier von selbst in einem Liede aus. Sie ist ganz reines Glas, durchsichtig und von höchster Treue. Welche Farbe ihre Augen auch gehabt haben mögen, diese Stelle muß sie mit blauen Augen geschrieben haben. Und so sind noch viele andere Zeichnungen, zarteste Pastellsachen, Silberstiftblätter, empfindsam im Kerne und naiv im Ausdruck, eine aus höchstem Subjektivismus geborene Objektivität. „Der Mond scheint so hell in meine Stube, daß sie ganz klingend aussieht," oder vom Frühlingsanfang: „Das Wetter hat sich

geändert, der grüne Bergrasen lacht das bißchen Schnee aus, was Winter sein will, ich bin den ganzen Tag nicht zu Haus. Die Sonne und der Mond gehn abends zusammen am Himmel spazieren . . ." — Aber diese unmittelbare Anschaulichkeit, dieses triebmäßig heitere Behagen genügt dem Kind einer Zeit nicht, in der alle Welt ihrem Verkehr mit der Natur Tiefe und Bedeutsamkeit zu geben bestrebt war. Man war nicht damit zufrieden, sich selbst der Natur genähert zu haben, man versuchte ihr Antlitz zu vermenschlichen und fand in jedem Zuge den Ausdruck einer Seele, wobei es geschah, daß man der Natur das zu rascher Tränenseligkeit bereite Antlitz der Zeit und ihre schwärmerische, stets zum Verlust des Gleichgewichtes geneigte Seele aufnötigte. Noch hat Bettina in Augenblicken ruhiger Klarheit die selige Gewißheit eines Zusammenhanges mit der Welt, die von Franziskus von Assisi bis Fechner der Glücksschatz unserer Größten war. Aber bald zerkochen die vulkanischen Kräfte die herrlichen Sintergebilde, bald genug stürzen die leuchtenden Stufen, und das Chaos der Konfusion verschlingt die geordnete Bildung. Wie ein Strahl plötzlicher, divinatorischer Erkenntnisse ritzt irgendein verlorenes Wort Runen in die Nacht dieser liebenswürdigen Verwirrung, daß die Finsternis, auf einen Augenblick unterbrochen, nur noch deutlicher die Trümmerhaufen von Begriffen und Anschauungen zeigt. Mit höchster Intensität, mit jener temperament-

vollen Unbesonnenheit, die allen Erlebnissen Bettinas ihr Charakteristisches gibt, wird auch diese Verwirrung besorgt, bis alles, um- und umgeworfen, ein einziger gleichmäßiger Brei geworden ist. Vor diesen Dunkelheiten müssen wir alle Hoffnung auf Deutung begraben, und es bleibt nichts übrig, als diese Brandung von Worten nur nach ihren Klang- und Farbenwerten zu nehmen, wie etwa die Gedichte Mallarmés. Leuchtende Runen sind es, wenn Bettina von der tiefen Traurigkeit der Natur spricht, ihrer lautlosen, gebannten Starrheit und der unaufhörlichen stummen Bitte um Erlösung, von unserer Pflicht, sie zu erlösen, die Bettina so deutlich wird, wenn sie es bei Sonnenuntergang wie eine Scheidewand zwischen sich und ihr fühlt. Aber dann wieder türmen sich die Worte zu einer Götterdämmerung des Verständlichen empor, da wälzen sie sich wie Sturmfluten einher, und der Untergang ist besiegelt. Und Bettina, diese kleine, schlaue Bettina, die genau fühlt, daß hier ein Mangel ihrer Begabung allzudeutlich wird, spricht — ihrer Zeit sind solche Ansichten geläufig und willkommen — pathetisch aus, daß dieses Tiefste, was sie so gewaltig ergreift, das ist, „was sich in der Empfindungswelt nicht legitimiert . . . weil's Unsinn ist, was mir in der Seele wogt, weil's Unsinn ist, was meine Gedanken mir vorbeten, weil's Unsinn ist, der mich ahnend als höchstes Gesetz der Weisheit ergreift". Und siehe, über der

Lücke hängt ein prächtiger Mantel aus Brokat, reich mit Gold gestickt und mit Edelsteinen besetzt, daß man die Kunstfertigkeit der Meisterin bewundern muß. Und schon hat man vergessen, daß dahinter doch noch immer das Loch ist.

Ähnlich verhält sich Bettina zur Musik. Andächtig und voll Ehrfurcht, eine bescheidene Dienerin angesichts der Herrscherin der Welt, nimmt sie ihre Offenbarung auf, ergeben einer Sprache lauschend, auf die ewig lebendigen Zauberformeln mit aller Aufmerksamkeit gerichtet. Aber bald beginnt der unselige Hang nach Vertiefung und Vertüftelung, nach symbolistischen Jongleurkünsten und orphischer Mystik sein Unwesen. Die Terminologie der deutschen Naturphilosophie fegt schemenhaft über nächtliche, sturmgeschüttelte Wipfel, wie Wotans wildes Heer nur ein wütender Rest größerer Macht und Herrlichkeit. Und es ist sonderbar, wie Bettina, die alle Philosophie zu hassen vorgibt („so verbindet und versetzt ... der Philosoph also nur sein Denkmal, nicht um sich selbst zu verstehen ..., sondern um den andern von oben herab den ersten Gedanken beizubringen wie hoch er geklettert sei ... er will nur das Hokuspokus seiner Maschine Superlativa vortragen ...) und doch nur Logik und Systematik verschmäht, rettungslos in umherwirbelnden, leichten Gedanken versinkt, wie ein Körper in einem Meer von Flaumfedern. Sie ist nicht eigentlich unlogisch, sie ist a-logisch, vollständig allen Gesetzen

des Denkens fern, als ob der Dämon des Traumes, wie sonst bloß über konkrete Vorstellungen des Schlaflebens, so bei ihr über ihre wachen Begriffe herrschte. „Inkonsequenz ist Geist — im Flug hin und her schweben, alles was er berührt gleich mit ihm zusammenfließen, das ist Geist, daß er sich gleich verwandle in das was er berührt, so verwandelt der wahre Geist sich in die Natur . . ."

Daß dieses junge Mädchen, das eine solche dunkle, ekstatische Sprache führt, das Unruhe und Aufruhr in ihre Umgebung bringt, biederen Zeitgenossen ein Greuel war, ist leicht erklärlich. Wohl weil man Bettinas Keckheit und vielleicht noch mehr ihr Lachen fürchtet, schweigt man in ihrer Gegenwart, um hinter ihrem Rücken um so grimmiger über sie herzufallen. Einer ihrer Freunde, ein braver Mann und Naturphilosoph, der mit Bettina bei einer Spazierfahrt von einem heftigen Gewitter überrascht wird, springt beim stärksten Platzregen aus dem Wagen und rennt querfeldein nach Hause. Den Fragern und Lachern gesteht er, daß er aus Furcht davongelaufen sei, weil Bettina von der Natur mit elektrischem Stoff geladen sei und wie ein Blitzableiter wirke, weshalb denn auch bei dieser Fahrt ein Schlag so dicht vor den Pferden niedergefahren sei. Solche Geschichten tragen dazu bei, daß sie sich immer mehr als Naturwunder empfindet und endlich ihre schöne, heitere Unmittelbarkeit verliert. Souverän wie ein Elementar-

geist fährt sie umher und liebt es, sich in allerlei seltsamen Experimenten zu manifestieren. Zwischen den Äußerungen reiner Kindlichkeit und diesen Übertreibungen einer genialischen Natur sind die Grenzen schwer zu ziehen, mehr dem Gefühl als dem Verstand erkennbar.

Ein widerspruchsvolles Porträt wächst aus den Briefen Bettinas: duftiges Maiblumengezitter und Züge des Welkens, kristallene Natürlichkeit und schalkhafte Schauspielerei, ein klares Kindergesicht, das wie bei einer Spukgestalt ihres Zeitgenossen E. Th. A. Hoffmann sich in ein geschminktes Antlitz wandelt. Bettina hat ihre Seele einem Reh verglichen, das gefangen in seiner Umzäunung hin und her läuft und seufzt. Aber die Beschreibung der Günderode von dem Zimmer Bettinas gibt ein klareres Bild ihres Wesens:*) „In Deinem Zimmer sah es aus wie am Ufer, wo eine Flotte gestrandet war ..... Der Homer lag aufgeschlagen auf der Erde, Dein Kanarienvogel hatte ihn nicht geschont, Deine schöne erfundene Reisekarte des Odysseus lag daneben und der Muschelkasten mit dem umgeworfenen Sepianäpfchen und allen Farbenmuscheln drum her, das hat einen braunen Fleck auf Deinen schönen Strohteppich gemacht .... Dein Flageolett was Du mitnehmen wolltest und vergeblich suchtest, rat wo ichs gefunden habe? — im Orangenkübel auf

*) Original-Interpunktion beibehalten.

dem Altan war es bis an das Mundstück in die Erde vergraben ... die Lisbeth hat den Baum übermäßig begossen, das Instrument ist angequollen, ich hab es an einen kühlen Ort gelegt, damit es gemächlich wieder eintrocknen kann und nicht berstet, was ich aber mit den Noten anfange die daneben lagen, das weiß ich nicht, ich hab sie einstweilen in die Sonne gelegt, vor menschlichen Augen darfst Du sie nicht mehr sehen lassen, ein sauberes Ansehen erhalten sie nicht wieder. — Dann flattert das blaue Band an Deiner Gitarre, nun schon seitdem Du weg bist, zum großen Gaudium der Schulkinder gegenüber, so lang es ist zum Fenster hinaus, hat Regen und Sonnenschein ausgehalten und ist sehr abgeblaßt, dabei ist die Gitarre auch nicht geschont worden .... Dein Kasten mit Hafer und was sonst noch drein gesäet ist, ist alles durcheinander empor gewachsen, es deucht mir viel Unkraut drunter zu sein ... von Büchern hab ich gefunden auf der Erde, den Ossian, die Sakontale, die Frankfurter Chronik, den zweiten Band Hemsterhuis ... Siegwart, ein Roman der Vergangenheit fand ich auf dem Klavier das Tintenfaß draufliegend, ein Glück daß es nur wenig Tinte mehr enthielt, doch wirst Du Deine Mondschein-Komposition, über die es seine Flut ergoß, schwerlich mehr entziffern. Es rappelte was in der kleinen Schachtel auf dem Fensterbrett, ich war neugierig sie aufzumachen, da flogen zwei Schmetterlinge heraus die Du als

Puppen hineingesetzt hattest .... — Unter Deinem Bett fegte die Lisbeth Karl den Zwölften und die Bibel hervor und auch — einen Lederhandschuh, der an keiner Dame Hand gehört, mit einem französischen Gedicht darin ...." !!!

Der König. Ende.

Der Held.

Es gibt Leben, in denen sich die Ereignisse gleichmäßig über die ganze Strecke verteilen. Aus jedem Abschnitt könnte man ein Kapitel eines Romans machen. Andere Leben aber puffen auf, brennen ab, lassen leuchtende Spuren zurück und verschwinden. Ihre kinetische Energie ist aufgebraucht, ihre Leuchtkraft zu Ende. Die Jugend verspricht ungemein viel, ein großes Durcheinander von Hoffnungen macht auf die Zukunft gespannt. Aber auf den glänzenden Anfang folgt, wenn nicht überhaupt ein Sturz in den Abgrund alles beendet, eine Bahn, die ganz im Schatten liegt. Im Schatten irgendwelcher „Pflichten", irgendeines „Berufes".

Es schien, als ob Bettinas Leben ganz ebenso verlaufen solle. Die sonderbarsten Widersprüche finden sich in ihr vereint. Wer hätte es glauben mögen, daß der unbändige Wildfang, die manchmal von Dämonen besessene Bettina, dieses etwas strapaziöse Frauenzimmerchen, in

dessen Kopf es wirrer zuging als auf einem Jahrmarkt, diese Freundin der genialischen Eingebungen und Übertreibungen die beste Gattin und Mutter abgeben würde? Zwanzig Jahre lebte sie mit Achim von Arnim in glücklichster Ehe. Sie widmete sich mit allem Eifer der Erziehung ihrer Kinder, ohne darüber zu versäumen, an dem Schaffen ihres Gatten den Anteil eines verständigen Freundes zu nehmen. In dieser Zeit der inneren Beruhigung, der Zufriedenheit und des Glückes gab es keine wildbrausenden Erlebnisse, die Bahn lag im Schatten gern erfüllter Pflichten, eines freudig erfaßten Berufes. Von einem Punkte dieses Wegstückes aus gesehen, mußte ihr Leben als ein Leben der anderen Art, der bald verzehrten kinetischen Energie erscheinen.

Aber nach dem Tode des Gatten ändern sich abermals Richtung und Verlauf. Es scheint, als ob nun erst die bescheiden zurückgestellten literarischen Neigungen zu freier Betätigung erwachten. Bettina hat als literarisches Erbe nach ihrem Gatten die Pflicht übernommen, eine würdige Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten. Daneben aber geht die Beschäftigung mit ihren eigenen Büchern, die ihr Aufregung und Ärgernis genug bringen. Allerlei Scherereien mit Behörden verstimmen sie. Sie entscheidet sich bei einem ihrer Bücher zum Selbstverlag, und in ihrer souveränen Manier setzt sie, ohne jemand zu fragen, auf das Titelblatt des Buches den Vermerk: „Arnim'scher Verlag."

Daraus entstanden dann Unannehmlichkeiten mit dem Magistrat Berlins, wo sie schon seit einer Reihe von Jahren lebte, allerlei Verwicklungen und durch die Rechthaberei Bettinas auch ein Prozeß.

Aber im wesentlichen waren die Bücher nur ein Auffrischen der Vergangenheit.

Doch noch einmal sollte sie mitten in die lebendigste Gegenwart eintreten, in eine stürmische, von lauten, lärmenden Stimmen erfüllte Zeit. Nachdem sich Bettina auf den Gebieten der Philosophie und der Kunst ausgetobt hatte, empfing sie die Berufung zu neuen Taten auf dem Gebiet der Politik. Nachdem sie zu einer höchst seltsamen Frau und zu einem der größten Dichter aller Zeiten in Beziehungen gestanden hatte, brachte sie ihr Weg ganz nahe an einen König heran, an einen der merkwürdigsten Könige, die es jemals gegeben hat.

Es war in der Zeit vor 1848. Deutschland bereitete sich in verhaltenem Groll zur Revolution. Niemals vorher hatte die Öffentlichkeit in Deutschland mehr Interesse am politischen Leben gehabt. Es ist ein Zeichen für die Allgewalt dieses Interesses, daß selbst Bettina davon berührt wurde. So sehr sie schon in ihrer Jugend für die „Tat" schwärmt, so sehr war sie davon entfernt, wirklich einmal eine fruchtbringende Tat zu vollbringen, denn zur Tat gehört vor allem der Blick für die Realitäten des Lebens, der „praktische" Blick. Wir haben gesehen, daß Bet-

Bettina von Arnim.
Bildniszeichnung nach L. Grimm.

tina nichts so sehr mangelte, als gerade dieser Blick. Sie hat einmal ein begeistertes und begeisterndes Wort geprägt: „Jeder wird als der größte Held geboren." Das will heißen, in jedem stecken die Möglichkeiten, zum größten Helden zu werden. Und es schien, als ob gerade ihr Heldentum nicht über den Beweis von Mut in gewissen kleineren Sphären (die Rettung des Franzosen) und über die Bewunderung fremden Heldenmutes hinaus gelangen sollte. Um eine große politische Tat zu vollbringen, scheint es vor allem nötig, das Gefühl aus dem Kreis der bestimmenden Faktoren auszuscheiden. Nirgends wird größere Besonnenheit und eine vollständigere Freiheit von seelischen Imponderabilien verlangt als in der Politik. Und Bettina war reine „Gefühlspolitikerin". Und trotzdem — sonderbar genug — gewann sie eine Zeitlang Einfluß auf die politischen Vorgänge in Preußen.

Niemals hat Bettina Zeitungen gelesen. Sie bildete sich ihre Meinung nach rein persönlichen Eindrücken. Um ihr Interesse zu erwecken, war immer eine Persönlichkeit notwendig, ein Mensch, dem Unrecht geschah, und dem sie glaubte in irgendeiner Weise helfen zu können. Ihre politische Grundstimmung war eine vage, romantische Vorstellung von der Freiheit. Wo irgend jemand mit einem Anschein von höheren Zielen um seine Freiheit rang, konnte er des Anteils Bettinas gewiß sein. So bringt sie für die Tiroler im Jahre 1809 ihre Fürbitte

dem bayrischen Kronprinzen vor. Bedeutsam ist die Veränderung ihrer Ansichten über Napoleon. Ihr Gefühl für ihn ist anfangs zwischen Bewunderung und Abscheu geteilt. Das Schwergewicht liegt aber auf der Bewunderung. Obwohl sie seinen Scharen in die Zügel fallen möchte, sieht sie ihn doch in seiner Heldengröße auf dem unter ihm tobenden „Roß des Übermuts". Aber als sie in ihm endlich den Feind der „Freiheit" erkannt hat, wird ihr Urteil über ihn hart und unerbittlich ... „jeder Mensch, der einen Moment in der Zeit wahr macht, ist ein großer Mensch, und so gewaltig auch manche Erscheinungen in der Zeit sind, so kann ich sie nicht zu den Wirklichkeiten rechnen, weil keine tiefere Erkenntnis, kein reiner Wille den eigenen Geist zu steigern sie treibt, sondern der Leidenschaft ganz gemeine Motive. Napoleon zum Beispiel."

Für einen Menschen, der einen „Moment in seiner Zeit wahr zu machen" berufen sei, hielt Bettina Friedrich Wilhelm IV. den König von Preußen. Das heißt, sie erwartete von ihm, daß er erkennen werde, was die Zeit fordere, und daß er in reinem Wollen dieses Erkannte wahr machen, erfüllen werde.

Man hat Friedrich Wilhelm IV. den „gekrönten Romantiker" genannt. Es ist wahr, daß sich einige Grundzüge der Romantik in seinem Wesen finden. Treitschke sagt von ihm: „Er glaubte an eine geheimnisvolle Erleuchtung,

die den Königen vor allen anderen Sterblichen durch Gottes Gnade beschieden sei; er hegte ein warmes Zutrauen zu den Menschen und meinte die Zeit zu verstehen, weil er allem Schönen und Guten, was sie bot, mit feinsinniger Empfänglichkeit gefolgt war. Darum dachte er kraft seiner königlichen Vollgewalt seinem geliebten Volk mehr wahre Freiheit zu schenken als jemals eine geschriebene Verfassung gewähren könne."

Friedrich Wilhelm glaubte also seine Zeit auf dem Wege des Gefühls verstehen, ihre Wünsche durch das Mittel der Kunst, der er großes Interesse entgegenbrachte, empfinden zu können. Diese romantische Anschauung bringt ihn ganz in die Nähe Bettinas. Man hätte fast an eine wunderbare Verknüpfung ihrer Schicksale glauben können. Die Verwandtschaft scheint ganz den Tiefen ihrer Naturen zu entspringen. Friedrich Wilhelm war in den rationalistischen Lehren der Aufklärung erzogen worden. Seine Entwicklung führte ihn aber dazu, das Wissen dem Glauben unterzuordnen und diesen als die höchste Weisheit zu verehren. Ganz genau so wie Bettina das bloße Wissen verwirft und das Weise-Sein fordert. Weise-Sein aber ist sich Hingeben. Sich Hingeben aber ist Glauben. Treitschke sagt: „Er liebte an der Fülle seiner Gedanken wie an einem künstlerischen Spiel sich zu weiden und in den langen Jahren des Harrens (auf die Regierung) verlernte er fast zu fragen, wie alle diese Herrlichkeit ins Leben

treten solle." Ist nicht auch dies ganz so wie bei Bettina: ein Schwelgen im Gedanken ohne Fragen, ob in der Realität für das Erdachte Raum zu finden sein wird?

Bei allen diesen geistigen Beziehungen war aber doch ein unvereinbarer Gegensatz vorhanden, der freilich erst später deutlich in Erscheinung treten sollte. Der Kernpunkt dieser beiden Menschen, um den der Kristall ihrer Persönlichkeiten gebildet war, war ihr Begriff der Freiheit. Und dieser war bei ihnen gänzlich verschieden. Der König wollte die Freiheit der Völker aus dem Willen eines Einzigen ableiten; Bettina wollte jedem Einzelnen volle Freiheit des Wollens gewährleistet wissen. Der König hatte ein absolutistisches, Bettina ein anarchistisches Freiheitsideal. Moritz Carrière hat bei anderer Gelegenheit zwischen „Romantik der Vergangenheit" und „Romantik der Zukunft" unterschieden. Der König war Anhänger der ersteren, die Bettina war die Vertreterin der letzteren. Der Romantik der Zukunft „erbaut aus den Ahnungen des eigenen Herzens, aus den Erlebnissen und Ergebnissen gegenwärtiger Wissenschaft . . . eine ‚Schwebe-Religion', bei der es der Menschheit wieder wohl werden soll".

Zunächst aber neigen sich die Bahnen Bettinas und des Königs einander zu. Der König sah sich in seinen Plänen und Wünschen vollständig mißverstanden, und in rührender Hilflosigkeit bringt er seine Klagen auf die Formel:

„Niemand versteht mich, niemand begreift mich.“ Der Minister Bunsen aber macht dazu die Randbemerkung: „Wenn man ihn verstünde, wie könnte man ihn begreifen.“ Es läßt sich denken, daß sich Friedrich Wilhelm nach einem Menschen sehnte, dem sein Wesen nicht so fremd war, wie seiner Umgebung, und daß er wohl danach gestimmt war, eine Annäherung Bettinas, deren Bücher er kannte und schätzte, gern geschehen zu lassen.

Bettina wiederum hatte schon an dem für die Kunst begeisterten König lebhaften Anteil genommen, als er noch Kronprinz war. Bei seiner Thronbesteigung planten die Berliner eine geschmacklose Huldigung. Wenn der König nach der Krönung in Königsberg seinen Einzug in Berlin feierte, so sollte ihn eine Art gemalter Siegesallee empfangen. Seine sämtlichen vierzig Ahnen sollten in Öl gemalt und als Transparente eingerichtet auf einem hohen Gerüste angebracht und beleuchtet werden. Als Bettina von diesem Vorhaben erfuhr, rettete sie den guten Geschmack. Sie richtete einen Brief an den Berliner Magistrat, in dem sie darauf aufmerksam machte, wie leicht eine solche Huldigung ins Lächerliche ausschlagen könne, da derartige Transparente gewöhnlich Karikaturen und Fratzen ähnlicher sähen, als ernsthaften Bildern.

Nachdem Friedrich Wilhelm in seinen ersten Regierungshandlungen nichts von dem vollbracht hatte, was Bettina von seinem guten

Willen erwartete, begann sie um ihn und um die Zukunft des Staates besorgt zu werden. Im Spätherbst des Jahres 1840 (am 7. Juni 1840 hatte Friedrich Wilhelm die Regierung angetreten) sagte sie zu Carrière: „Wir müssen den König retten."

In welcher Weise sie sich die „Rettung" des Königs dachte, zeigt ein schönes Wort, das sie als Erwiderung auf eine Bemerkung aus der Umgebung des Königs prägte. Man berichtete, daß einer der Maßgebenden am Hofe gesagt habe: „Der Staat darf sich kein Dementi geben." Darauf antwortete Bettina, sie würde als König im Gegenteil sagen: „Ich will mich geirrt haben." Den König zur Anerkennung seiner Irrtümer zu bringen, ihm Ein- und Umkehr nahezulegen und den Weg zu zeigen, den er zu gehen haben werde, um ein Herrscher zu sein, wie ihn die neue Zeit brauche, schrieb Bettina ihr „Königsbuch" (1843). Es führt den Titel „Dies Buch gehört dem König" und zerfällt in zwei Bände, von denen der erste „der Erinnerung abgelauschte Gespräche und Erzählungen von 1807" enthält. Dieser erste Teil baut sich auf der Fiktion auf, daß Bettina im Jahre 1807 Unterhaltungen zwischen Goethes Mutter, dem Bürgermeister und dem Pfarrer angehört habe, in denen über politische und religiöse Fragen gesprochen wurde.

Alle Mängel und Vorzüge der Bücher Bettinas erscheinen in diesem Buche wieder. Doch

die Mängel erdrücken die Vorzüge. Schöne, kühne und freie Gedanken stehen darin. Aber mit wilder unbedachter Zügellosigkeit sind sie zerstückelt, zerdehnt, durcheinandergewirrt und verlieren alle Wirksamkeit. Weniger als jemals ist es Bettina um schlichte Verständlichkeit zu tun. Einfacher, klarer und zielbewußter gibt sich der zweite Band, der einige ganz, ganz moderne sozialpolitische Gedanken über Verbrechen und Strafe, über Not und Armut ausspricht.

Die Urteile der Zeitgenossen waren sehr geteilt. Man äußerte sich: es sei bei der Lektüre des Buches, als ob man in einem kribbligen Ameisenhaufen sähe, oder: als sähe man in ein Kaleidoskop. Julius Mosen aber schreibt an Stahr darüber, daß er den Geist der Zukunft in diesem Buche erkenne . . . „es ist für ein zukünftiges Herrschergenie geschrieben, von welchem die Zeitung noch nichts weiß". Stahr selbst — ein freiheitlicher Publizist — nennt es: „Geistesbibel der Zukunft." Dennoch sah er die Notwendigkeit ein, die Gedanken des Buches in einer Broschüre aus dem Wust von Variationen und Schnörkeln zu befreien, sie zu ordnen, zu sammeln und so erst der Zeit zugänglich zu machen. Und nun setzt eine allerliebste politische Komödie ein. Die Broschüre Stahrs wurde von der Polizei konfisziert, Stahr selbst verfolgt. Im Urteil des Oberzensurgerichtes vom 23. Februar 1844 heißt es zur Begründung, warum das Buch Bettinas freigelassen und Stahrs Broschüre be-

schlagnahmt wurde: „... es kommt hinzu, daß das bezeichnete Buch in unverständlicher, poetischer, visionärer Sprache geschrieben ist, oder wie sich der Verfasser ... ausdrückt ‚Lieder ohne Worte' enthält, während die vorliegende Schrift die gehässigste Deutung und bestimmte Beziehungen hinzufügt. Jenes Buch hält sich in poetischer Sphäre und unbestimmten Bildern, diese Flugschrift drängt den angeblichen Inhalt auf 56 Seiten zu einem scharfen, ausgeprägten und allgemein verständlichen Bild zusammen ..." Mit einem Wort: das Buch Bettinas war ungefährlich, weil es unverständlich war, die Broschüre Stahrs aber konnte gefährlich werden, weil sie die revolutionären Gedanken Bettinas aller Welt vermittelte.

Der König selbst hatte dem Buch großes Interesse entgegen gebracht. Als das Ministerium Bettina Zensurschwierigkeiten machen wollte, stellte er durch ein Machtwort alle Schikanen ein. Aber bald wurde er anderen Sinnes, als er seine Erwartungen, bei Bettina Verständnis zu finden, getäuscht sah. Man muß sich diese fürchterliche Einsamkeit eines Königs vorzustellen vermögen, dem in dem Bewußtsein, das Beste seines Volkes zu wollen, von allen Seiten nur übele Deutungen seiner Handlungen begegnen. Weder die Hofpartei noch das Volk war mit ihm zufrieden, so daß er endlich schwankt und unsicher wird. Nun scheint sich ihm in einer Frau von höchster geistiger Bedeutung jemand

zu finden, der seine Persönlichkeit liebevoll erfassen und verstehen will. Diese Frau, die die Freundin von Deutschlands größtem Dichter war, schreibt ein Buch, das nach dem Titel dem König gehört. Aber er findet in dem bald anmutigen, bald bizarren Gewirr keine Spuren eines Verständnisses. Bettina will nicht versuchen, ihn zu verstehen, sondern sie will ihm irgendeine Idee aufdrängen, die seiner ganzen Natur widerspricht. Friedrich Wilhelm soll sich über das Buch geäußert haben: „Ich kann nichts damit anfangen." Das scheinen die Worte einer enttäuschten Hoffnung zu sein, einer vernichteten Erwartung, und es spricht nicht gegen diese Annahme, daß der König später einmal bei einer Tafel an den ziemlich derben Späßen der Hofgesellschaft über Bettina und ihr Buch selbst auch teilgenommen haben soll. Es entspricht nur der weiteren Stufe der Entwicklung eines solchen Gefühls. Besonders seit der Broschüre Stahrs war der König sehr erbittert, daß Bettina so bei ihm selbst revolutionäre Propaganda zu machen gewagt hatte.

Bettina aber, die sich von ihrem Buch eine große Wirkung auf den König versprochen haben mochte, erklärte sich die Erfolglosigkeit ihrer Bemühung durch die Gegenarbeit der Hofkreise. Eine ganze „Larifariverschwörung" sei gegen sie im Gange, ein Bündnis derjenigen, die dem König glauben machen wollten, alles, was die Bettina da prophezeie und predige, sei nur Larifari.

Trotz dieses Mißerfolges wagte die Bettina doch wieder an den König heranzutreten, als die hungernden Weber in Schlesien einen Aufstand anzettelten. Schon früher hatte sie sich ihm als Vermittlerin für Verfolgte genähert. Ihr erster Brief an Friedrich Wilhelm, der damals noch Kronprinz war (vom April 1840), tritt für die Brüder Grimm ein, die mit fünf anderen ihrer Göttinger Professur entsetzt worden waren. Von nun an sind ihre Beziehungen zum König fast nichts als Bitten für schuldig oder unschuldig Leidende. Sie macht sich zur Fürsprecherin am Throne; wenn etwas ihr zu frauenhaftem Leid gestimmtes Herz bewegt, trägt sie es vor den König. Mit einem milden und kindlichen Lächeln, ganz ohne Einsicht in die harten Nötigungen der Politik, nur den Eingebungen ihres Herzens vertrauend. Damals, als die hungernden Weber losbrachen, schrieb sie dem König, der von dem großen Dom zu Berlin gesprochen hatte, er solle den „hier beabsichtigten Dom in tausend Hütten in Schlesien bauen".

Der Nächste, der ihre Vermittlung erfuhr, war der schlesische Fabrikbesitzer Schlöffel. Er war der Regierung unangenehm, weil er die Sache der armen Leute vertrat und über eine Aufforderung Bettinas dreiundneunzig Aussagen der Weber aufzeichnete, aus denen das große Elend zu erkennen war.

Ganz deutlich werden die Motive von Bettinas rascher Hilfsbereitschaft in dem Fall des polnischen

Revolutionärs Mieroslawski. Seine Schwester hatte Bettina aufgesucht, und augenblicks setzte sich diese für den Gefangenen ein. Der König aber antwortet ihr (27. Dezember 1847): „Daß ein intrigantes Weib Sie bezaubert, weil sie unglücklich ist, begreife ich ganz ..." und weiter: „Derart paßt nicht zur Zeit; es ist ganz originell und unerhört. Darum kommt es Ihnen, gnädige Frau, ich möchte fast sagen von Rechtswegen zu. Sie lieben das Gemeine und Alltägliche so wenig als ich." Und Bettina, die ihre Unerfahrenheit in politischen Dingen zugestehen muß und will, beruft sich darauf, daß nicht irgendeine politische Erwägung, sondern nur ihr Mitgefühl sie getrieben habe.

Das war am Vorabend der Revolution.

Während der eigentlichen Revolutionszeit läßt Bettina nichts von sich hören. Im Sturm der Taten bleibt sie stumm. Das mitleidslose Kampfgetümmel kann nicht ihre Sache sein. Nach dem Sturm aber tritt sie wieder mit Reformvorschlägen hervor. Sie zieht gegen die Ministerien und die Hofpartei los und bestürmt den König, sich den Ideen des Liberalismus zu ergeben. Ihr letzter und schönster Versuch einer Fürbitte aber fällt in das Jahr 1849 und verbindet sie mit dem Namen Gottfried Kinkels. Hier setzt sie sich im Gefühl des Rechtes stark und bewußt dem König entgegen, und bei aller Ehrfurcht vor der Majestät spricht sie Worte, wie sie nicht oft ein König von einem Untertanen vernommen hat.

Hier endlich wird sie ganz heroisch, fast am Ende ihres Lebens wächst sie empor, so daß sie die Wahrheit ihres Spruches bewährt: „Jeder wird als der größte Held geboren." Sie wird nicht eine Heldin der Tat, sondern des Wortes, aber eines Wortes, das so stark und groß ist wie eine Tat.

Gottfried Kinkel war unter die Anklage des Hochverrates gestellt worden, und seine Gattin Johanna reiste, von den Gerüchten über seine Verurteilung aufs äußerste beunruhigt, nach Berlin, um alles für seine Rettung zu tun. Schon seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms hatte Kinkel die politischen Verhältnisse mit regster Aufmerksamkeit verfolgt. Das Jahr 1848 trieb ihn dazu, sich offen zu der republikanischen Partei zu bekennen. Er beteiligte sich am 10. Mai 1849 an dem Sturm der Demokraten von Bonn auf das Zeughaus in Siegburg. Das Unternehmen mißlang, und Kinkel ging in die Pfalz, wo er sich den Aufständischen anschloß, die den offenen Kampf für die Idee der deutschen Republik begannen. Am 29. Juni 1849 aber wurde er verwundet und gefangen genommen.

Gottfried Kinkel war also, was man einen „schweren Fall" nennt. Trotzdem zögerte Bettina nicht einen Augenblick, sich seiner anzunehmen, als Johanna Kinkel sie um ihre Vermittlung anging. Schon am 8. Juli schreibt sie an den König und am 10. Juli läßt sie einen zweiten Brief folgen, in dem sich ein Wort schöner

Hochherzigkeit findet: „Ja, wenn die Freunde auf gefährlichen Wegen sich befinden, so muß man sich nicht vor ihnen zurückziehen, wie fremde und kalte Naturen; und wenn fremde Naturen sich verirren, so muß man ihr Freund werden, um sie zu warnen und möglich zu retten." Ihrem Bemühen gelingt es, ihrer Tochter Gisela eine Audienz beim König zu erwirken, bei der diese für Kinkel spricht. Der König empfängt Bettinas Tochter freundlich, aber er gibt auf alle Bitten nur zur Antwort, er könne wenig tun, er finde keinen Minister, der die Verantwortung auf sich nehme, die Begnadigung Kinkels mit zu unterzeichnen. Der Bettina aber schreibt er, es freue ihn, daß sie ihm, den sie verachte, doch noch immer vertraue. In einem späteren Brief wehrt er sich dagegen, eine bindende Zusage abzugeben: „Ich verspreche nichts; habe ich nichts versprochen, könnte ich vieles halten, seit ich aber versprechen muß, wird es mit dem Halten schwer." (Nach Varnhagens Tagebüchern.)

Der Ton des Briefwechsels wird gereizt und gefahrdrohend. Es ist ein Briefwechsel zwischen einem König und einem Untertan, in dem der Untertan den König mit flammender Beredsamkeit dazu bringen will, etwas zu tun, was dessen Wesen widerspricht. Er soll ein Verbrechen vergeben, das schwerste, das es nach seiner Auffassung der Weltordnung geben kann, ein Verbrechen gegen das Ansehen des von Gott eingesetzten Königtums und die vom König geschützte

bürgerliche Ordnung. Darin war Friedrich Wilhelm durchaus mittelalterlich, orientalisch gewissermaßen — das Gottesgnadentum war ein Bestandteil seiner religiösen Überzeugung. Und darum brachte er im Zusammenhange Kinkels „Gottlosigkeit" vor, seine freien Ansichten, die ihn schon, als er noch Hilfsprediger war, mit der Kirche in Zwist gebracht hatten. Bettina aber betont mit immer stärkerem Nachdruck: „Was ich hier zugunsten des Mannes anführe, den ich weder persönlich kenne, noch seinen Prinzipien anhänge oder seinen Talenten huldige, ist aus menschlichem Interesse geschehen."

Auf die lange Verteidigung Kinkels in diesem Brief vom 29. Juli, in dem Bettina mit aller Energie erklärt, daß der Vorwurf der „Gottlosigkeit" nichts mit dem rein Menschlichen zu tun habe, antwortet der König, daß der „ganze Zuschnitt" dieses „langen" (!) Briefes Mißverständnis sei. Er habe die Nachschrift über Kinkels Gottlosigkeit nur mitgeteilt, um ihr eine interessante Notiz zur Kenntnis des Mannes zu liefern. Ungeduldig und mürrisch schreibt er: „Ihr Brief . . . nimmt eine Maske vor, Sie wenden, wider Ihr richtiges Verständnis der Nachschrift dieselbe so, als hätte ich Alba- und Inquisitions-Velleitäten." Der König fühlt sich verletzt und er sucht zu verletzen, indem er für Bettinas Goethe-Verehrung das scharfe Wort „Goetholatrie" prägt. Und endlich gibt er seine Geneigtheit bekannt, vielleicht die Begnadigung

Kinkels zu verfügen, wenn dieser ein schriftliches Bekenntnis aufsetze, in dem er zugibt, für seine Verbrechen den Tod verdient zu haben und erklärt, seine Taten zu bereuen.

Da aber richtet sich Bettina dem König gegenüber stolz empor. Sie läßt ihn nicht im Zweifel darüber, daß sie diese wenig großmütige Art der Verzeihung verabscheut, daß ihre Zuversicht in den König eine schwere Enttäuschung erlitten habe. Sie spricht es aus, daß Gott dem Sünder viel näher sei als dem Gerechten. Und endlich schmiedet sie das eherne Wort einer schweren Anklage: „Ja, Gott will den Fluch der Menschenbarbarei dem Sünder vergüten, die (die Menschen) kein besseres Mittel wissen, als ihn aus dem Weg zu schaffen." —

Am selben Tage, an dem Bettina dieses Wort an den König richtete, wurde vom Kriegsgericht in Rastatt über Gottfried Kinkel das Urteil gesprochen; es verhängte lebenslängliche Festungsstrafe über ihn. Der König bestätigte dieses Urteil „aus Gnade" — das Generalauditoriat in Berlin hatte gegen das Urteil die Berufung ergriffen — mit der Bestimmung, daß Kinkel seine Strafe in einer Zivilanstalt zu verbüßen habe. Wenn sich der König also auch nicht auf den Standpunkt des Generalauditoriats stellte, das die Todesstrafe beantragt hatte, so war diese Bestimmung doch eine Verschärfung des Urteils. Welchen Einfluß Bettina auf diese endliche Entschließung des Königs gehabt hat

— dies auch nur zu vermuten, ist unmöglich.*) Bettina sprach den König 1845 zum erstenmal persönlich. Sechs Jahre später vermied sie eine Begegnung mit ihm mit auffallender Ängstlichkeit. Varnhagen erzählt, daß der König am 3. Juni 1851 zugleich mit ihr im Theater war. Da er hörte, daß Bettina in einer Loge sei, an der er vorbeigehen mußte, „hat er auf dem Rückweg in seine Proszeniumsloge zur offenen Tür hereingeblickt, sie aber sich hinter einen Pfeiler zurückgezogen, worüber ihre Kinder sie nachher gezankt, allein sie hat nicht gewollt, daß der König hier vor allen Leuten eine große Geschichte mit ihr mache".

Ein Jahr später (1852) erschienen als eine Art Fortsetzung des „Königsbuches" ihre „Gespräche mit Dämonen". Man wird in der Widmung vielleicht noch immer die Verstimmung und Enttäuschung nachfühlen, die Bettina durch einen König bereitet wurden, der eine andere Vorstellung vom Königtum hatte, als sie. Die Widmung lautet: „Dem Geist des Islam, vertreten durch den großmütigen Abdul-Medschid-Khan, Kaiser der Osmanen."

Bettina starb in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1859 in Berlin. Sie hatte das Alter von vierundsiebzig Jahren erreicht.

*) Gottfried Kinkel hat die Strafe nur zum kleinsten Teil verbüßt. Anfangs November 1850 wurde er durch seine Gattin Johanna und Karl Schurz befreit.

Varnhagen schrieb über sie 1844: „Sie ist in dieser Zeit der eigentliche Held, die einzige wahrhaft freie und starke Stimme.“ Und die Zeit sei mit Blindheit geschlagen, daß sie sie nicht erkenne und nicht einsehe, was sie an ihr habe.

Das sind die abschließenden Worte einer Grabschrift, zu einer Zeit, wo noch nicht von den schmeichelhaften Phrasen einer Grabschrift die Rede sein konnte.

Der „eigentliche Held“!

Vieles von dem, was Bettina an zivilisatorischen Wünschen hatte, wurde von der Zukunft erfüllt. Sie hatte mit dem Herzen das Kommende erfühlt. Noch mehr aber ist bloße Sehnsucht geblieben, Kultursehnsucht aller romantischen Geister, alles das Freie und Fördernde, was sie in der grotesken Phantasie der „Schwebe-Religion“ erträumt hatte. Indem sie über sich selbst ein zusammenfassendes Urteil spricht, gibt sie gleichzeitig das Kennzeichen aller Geister, die dem ihren verwandt sind, aller, die sie über den Abgrund der Zeit hinweg als Freundin begrüßen.

Sie sagt: „Nur das Erhabene befördert mich; nur dann fühle ich mich sündenlos, wenn ich von einem Geist bewegt werde, der mich belebt; die Griechen nennen ihn Genius . . .“

Von Karl Hans Strobl sind erschienen:

Im Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.

Aus Gründen und Abgründen, Skizzen aus dem Alltag und von drüben (1901).

Und sieh', so erwarte ich Dich. Skizzenbuch einer reifen Liebe (1901).

Die Weltanschauung in der Moderne. Essay (1902).

Der Buddhismus und die neue Kunst. Essay (1902).

Die Vaclavbude. Ein Prager Studentenroman (1902). 4. Aufl. 1904.

Die Starken. Schauspiel (1903).

Der Fenriswolf. Ein österreichischer Provinzroman (1903).

Die gefährlichen Strahlen. Roman (1906).

Im Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin.

Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung in Berlin. Essay (1902).

Im Verlag von J. C. C. Bruns, Minden.

Die Eingebungen des Arpharat. Merkwürdige Geschichten (1904).

Alfred Mombert. Von Gott und vom Dichter (1906).

102584

LG
A7496
.Ystr

Arnim, Bettina von
Strobl, K.H.
Bettina von Arnim.

DATE

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED